

Sieger: Dina Pomeranz, Sucharit Bhakdi, Beethoven, Joe Biden

Nummer 19 – 7. Mai 2020 – 88. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Es kommt gut

Warum die Wirtschaft trotz Corona nicht abstürzt.

Von Beat Gygi

Teenager-Orakel

Millie Bobby Brown am Puls der Jungen. *Von Claudia Schumacher*

Kim Jong Un: Im Hirn des Diktators

CIA-Analystin Jung H. Pak über Nordkoreas Herrscher.

Von Urs Gehriger

8. Mai 1945
Wie man eine Welt
neu aufbaut



Die Finanzmärkte bieten Chancen. Nutzen Sie sie!

Langfristig zu investieren zahlt sich aus – unabhängig von der Corona-Krise und der erhöhten Volatilität an den Finanzmärkten. Sehen Sie die letzten Entwicklungen als Chance und investieren Sie jetzt mit den Fonds-Produkten der Credit Suisse in eine erfolgreiche Zukunft – auch mit kleinerem Budget.

Chancen an den Finanzmärkten nutzen

Die Corona-Krise schüttelt die Märkte kräftig durch und sorgt für Verunsicherung – bei Privatanlegern wie auch bei professionellen Investoren. Doch Angst ist ein schlechter Ratgeber für Anleger: Besonders in volatilen Zeiten gilt es, einen kühlen Kopf zu bewahren und nicht die Nerven zu verlieren. Denn Marktkorrekturen bieten immer auch Möglichkeiten. «Es ist eine Frage der Zeit, bis aus dieser Krise neue und unerwartete Chancen entstehen», ist auch Burkhard Varnholt, CIO Swiss Universal Bank der Credit Suisse, überzeugt.

Anlagen bieten bessere Renditechancen als Bargeld

Kontinuierliches Anlegen ist und bleibt der Königsweg für den langfristigen Vermögensaufbau. Ein Blick in die Geschichte zeigt: Auf schmerzhafteste Kurseinbrüche folgt meist eine längere Phase der Erholung. Dies dürfte auch für die aktuelle Krise zutreffen, bieten die

Zentralbanken doch weiterhin Unterstützung und tiefe Zinsen. Eine Flucht in den vermeintlich sicheren Hafen Bargeld zahlt sich insofern in zweierlei Hinsicht nicht aus: Erstens dürften die Zinsen weiterhin tief bleiben und zweitens wird damit viel Renditepotenzial aufgegeben.

Die Angebote der Credit Suisse – systematisch anlegen ab 100 Franken pro Monat

Die Credit Suisse bietet eine Vielzahl von Produkten, mit denen Sie einfach und unkompliziert am Erfolg der Märkte teilnehmen können – auch mit einem kleineren Budget bzw. bereits ab einem monatlichen Betrag von 100 Franken. Die sogenannten Wealth-Management-Fonds der Credit Suisse sind optimal diversifiziert und investieren in Anlagen, die privaten Investoren in der Regel nur schwer zugänglich sind. Die ideale Lösung für einen systematischen und langfristigen Vermögensaufbau bei minimalem eigenem Aufwand.

Eine gute Beratung ist Geld wert

Eine ebenso gewichtige Rolle wie die Diversifikation spielt auch die Wahl Ihrer persönlichen Anlagestrategie. Diese bringt Ihre Renditeerwartungen mit Ihrer Risikotoleranz und -fähigkeit in Einklang. Studien haben belegt, dass langfristig 82% der Performance von der gewählten Anlagestrategie abhängt.

Insofern lohnt es sich, auch in volatilen Märkten Ruhe zu bewahren und der persönlichen Strategie treu zu bleiben.

Unsere Kundenberaterinnen und -berater stehen Ihnen gerne mit Rat und Tat zur Seite.

**Volatile Märkte sind anspruchsvoll.
Sehen Sie's als Chance.**

Auch bei volatilen Märkten bieten unsere Mandate und Fonds langfristig attraktive Renditechancen im bestehenden Niedrigzinsumfeld. Sie profitieren von einer breiten Diversifikation und der laufenden Überwachung Ihres Portfolios durch unsere Experten. [credit-suisse.com/chance](https://www.credit-suisse.com/chance)

Jetzt beraten lassen

CREDIT SUISSE 

Der britische Maler David Hockney, dessen «Portrait of an Artist (Pool with Two Figures)» das teuerste Kunstwerk eines lebenden Künst-



Gruss aus der Quarantäne: Maler Hockney.

lers ist (bezahlter Verkaufspreis: 90,3 Millionen US-Dollar), verbringt die Corona-Zeit in seinem Haus in der Normandie. Auf seinem iPad schuf er sein jüngstes Werk, das unser Cover zielt.

Hat er Corona? Ist er tot? Gross war das Rätselraten, als Kim Jong Un Mitte April plötzlich verschwand. Selbst Präsident Trump schien erleichtert, als Nordkoreas Tyrann Zigaretten rauchend in einer Düngerfabrik wiederauftauchte. Das kurzzeitige Verschwinden habe die Welt daran erinnert, wie wenig Fortschritte Trumps Annäherung an den Diktator bis heute gebracht habe, sagt die ehemalige CIA-Analystin Jung H. Pak. «Trump hat die Augen vor Kims anhaltenden Raketentests und den Drohungen verschlossen.» Im Gespräch mit Urs Gehrigler schildert die Biografin Kims Kalkül sowie die Rolle der beiden starken Frauen in seinem Rücken und erklärt, warum Nordkorea bereit sei für eine Diktatorin. **Seite 28**

Vor 75 Jahren, am 8. Mai 1945, schlug mit der bedingungslosen Kapitulation für Deutschland die Stunde null. Christoph Mörgeli beschreibt, wie die unversehrte Schweiz das Kriegsende erlebte und dem darnieder liegenden nördlichen Nachbarland wieder die Hand reichte. Sie tat dies weniger mit grossen Worten, dafür mit konkreten Leistungen, nämlich Nahrungsmittelpaketen, Zahlungen der «Schweizer spende», kulturellem, wissenschaftlichem und sportlichem Austausch, am



Kims Kalkül: Diktator Jong Un.

meisten aber mit wirtschaftlichen Exporten und Importen. **Seite 40**

Für gute Laune sorgt in dieser Ausgabe Erich Kästner. Seine Aphorismen und Gedichte lassen uns schmunzeln und zeugen gleichzeitig von tiefer Menschenkenntnis. Kästner gehört zu den grossen deutschen Schriftstellern; vor allem seine spannenden und berührenden Kinderbücher bleiben unerreichbar. Kästners Werke wurden 1933 von den Nazis demonstrativ ins Feuer geworfen, er bekam bis 1945 faktisch Schreibverbot. Unter fremdem Namen konnte er sich als Autor über Wasser halten. Als man für den NS-Propaganda-Farbfilm «Münchhausen» 1942 keinen Drehbuchautor



fand, musste Erich Kästner einspringen, der mit Charme, Ironie und versteckter politischer Kritik nicht sparte. Standhaft widerstand er dem Ungeist jener Jahre, getreu seiner Devise: «Was immer auch geschieht, / nie sollt ihr so tief sinken, / von dem Kakao, durch den man euch zieht, / auch noch zu trinken!»

Sucharit Bhakdi, emeritierter Professor für Mikrobiologie der Universität Mainz, erreicht mit seiner Kritik an den Corona-Massnahmen der deutschen Regierung im Internet ein Millionenpublikum. Den Shutdown hält er für sinnlos. Wer ist der Mann, der von den klassischen Medien kaum beachtet wird? Seine Kindheit verbrachte er als Sohn des thailändischen Botschafters in Bern, sein prägender Lehrer an der Universität Bonn war der eminente Schweizer Internist Walter Siegenthaler. **Seite 26**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Mitglied der Chefredaktion: Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Michael Bahnerth, Alex Baur,
Erik Ebnetter, Katharina Fontana,
Urs Gehrigler (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Florian Schwab,
Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Mark van Huisseling,
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Thomas Renggli, Chris von Rohr,
Peter Ruch, Peter Rüedi,
Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp,
Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,
Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*),
Tamara Wernli, Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Caroline Grimm, Jasmin Karim (*Bildredaktion*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,
Beat Zaugg, Dieter Zwicky
Website: Alex Merz, Tim Tassonis
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga Huber
Finanzen und Personal: Tien Köppel (*Leitung*)

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst:
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: GLA United
Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Samuel Hofmann
Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

«Wie die Verheissung der zehn Gebote»

FDP-Politiker Wolfgang Kubicki, Vizepräsident des Bundestags, kritisiert die Corona-Massnahmen als unverhältnismässig. Der Staat sei nicht Wohltäter, sondern Verursacher gigantischer wirtschaftlicher Schäden. Deutschland solle weniger schulmeisterlich auftreten. *Von Roger Köppel*

Haben die Staaten wegen Corona verfassungsmässig gehandelt? Waren die massiven Beschneidungen der Freiheitsrechte angemessen? Wo bleibt der Widerstand der Liberalen? Wir haben den Vizepräsidenten des Deutschen Bundestages angerufen für eine Standortbestimmung aus freiheitlicher Sicht. Wolfgang Kubicki hat sich mit kritischen Voten in die Schlagzeilen katapultiert. Seine in glasklare Sätze gemeisselten Worte haben Gewicht. Der 68-Jährige ist eine der interessantesten politischen Persönlichkeiten Deutschlands – mit Bezug zur Schweiz. Eine seiner Töchter lebt in der Nähe von Chur. Kubicki, Volkswirt und Rechtsanwalt, Aufsteiger aus bescheidenen Verhältnissen, ist ein leidenschaftlicher Kämpfer für die EU. Er setzt sich auch für tiefere Steuern und weniger Staat ein. Mit seiner Frau Annette, einer Strafrechtlerin, lebt er im hohen deutschen Norden in der Nähe von Kiel.



«Erstaunliche Geringschätzung von Wirtschaft und Freiheit»: Wolfgang Kubicki.

Herr Kubicki, Sie sind einer der pointiertesten Kritiker des deutschen Lockdowns. Welche Reaktionen erleben Sie in diesen Zeiten unkritischer Regierungstreue?

Ich erlebe eine harte Polarisierung. Viel Zustimmung, doch ich werde auch massiv angefeindet, weil ich die Aussagen von Wissenschaftlern kritisch hinterfrage. Das aber ist nötig angesichts der massiven Freiheitseinschränkungen. Die Modellrechnungen sollten wir nicht als sakrosankt ansehen. Am Schluss geht es um die Frage: Beruht das staatliche Handeln auf einer gesetzlichen Grundlage? Ich glaube, eine Vielzahl der Massnahmen sind rechtlich, aber auch faktisch nicht begründet und müssen aus verfassungsrechtlicher Sicht ein Ende nehmen.

Was hat Sie während der letzten Wochen am meisten geärgert?

Der unkritische Journalismus in Deutschland. Die Pressekonferenzen der Kanzlerin, der Ministerpräsidenten oder die täglichen Wasserstandsmeldungen des Robert-Koch-Institutes wurden wie die Verheissung der Zehn Gebote hingenommen.

Sind die Notrechtsmassnahmen Ihrer Regierung noch durch das deutsche Grundgesetz gedeckt?

So pauschal kann man das nicht sagen. Einige Gerichte haben in der Tat festgestellt, gewisse Massnahmen seien verfassungswidrig. Die Aufgabe der Regie-

rung besteht ja nicht nur darin, mit der Krise fertig zu werden. Ihre Pflicht ist es, Massnahmen zu ergreifen, die so schnell wie möglich in einen Normalzustand zurückführen. Bürger sollen ihre Rechte wahrnehmen können, statt darum betteln zu müssen. Allerdings: Die Leute beginnen sich zu wehren.

Bill Gates sagte, diese Pandemie sei ein historisches Ereignis. Das Coronavirus mit seiner Gefährlichkeit werde uns noch jahrelang begleiten und bedrohen. Für wie gefährlich halten Sie die Pandemie?

Wie gefährlich das Virus ist, weiss ich nicht. Ich verharmlose es nicht. Was ich weiss, ist, dass die Lockdowns mit jedem Tag, den sie dauern, messbare und fassbare Verheerungen anrichten im Leben der Menschen. Vor allem die Kinder und Familien wurden von der Bundesregierung kaum in den Blick genommen. Was abstrakt «Wirtschaft» genannt wird, ist die Existenzgrundlage unserer freiheitlichen Welt.

Alle Augen sind wirtschaftlich auf die Deutschen gerichtet, weil die Deutschen am Ende die EU zahlen. Wie schlimm wird die Rezession, die Depression, die auf Deutschland zukommt?

Die Einschnitte werden so massiv sein, dass wir uns alle wundern werden. In spätestens acht Wochen werden wir keinen Wirtschaftseinbruch, sondern einen Wirtschaftszusammenbruch erleiden. Ich bin mir sicher, die Regierung wird in sechs bis acht Wochen mit

Tränen in den Augen vor uns stehen, um zu erklären: «Leute, das wird eine bedauerliche Geschichte für Deutschland, für Europa.»

Waren die Lockdowns ein gutgemeinter Irrtum?

Wir werden sehen. Die Zeitdauer jedenfalls macht mich sprachlos. Mit jedem Tag, mit jeder Woche verlieren wir dramatisch an Bruttoinlandprodukt, mit der Folge, dass sich die Wirtschaft nicht schnell wieder erholt. Was ich immer wieder sage und was damit zusammenhängt: Das Gesundheitssystem, unser Sozialsystem können nur durch eine leistungsfähige Wirtschaft finanziert werden.

In den USA haben wir innerhalb von fünf Wochen rund dreissig Millionen zusätzliche Arbeitslose. Steuern wir auf eine Depression wie nach 1929 zu?

Wir müssen jedenfalls alles tun, damit sich dies nicht wiederholt. Aber ich befürchte tatsächlich einen wesentlich grösseren wirtschaftlichen Schaden als das Bundeswirtschaftsministerium. Stand heute, reden wir



«Es gibt nicht nur die Ewiggestrigen, es gibt auch die ewig Morgigen.»

von zweieinhalb bis drei Millionen Arbeitslosen in Deutschland. Das wird unsere sozialen Systeme an den Rand der Verzweiflung treiben.

Sie sind der einzige deutsche Parlamentarier, der von einer Staatsmassnahmenkrise spricht. Der Staat müsse wegen der Schäden seiner Politik Schadenersatz leisten.

Genau, der Staat leistet keine Hilfe, er verursacht Schaden. Wenn mir der Staat die Ausübung meines Geschäftes untersagt, aus Gründen des Infektionsschutzes, dann muss er für die Schäden aufkommen, die daraus entstehen. Bei den Linken geht das gar nicht erst rein, bei den Vernünftigen aber habe ich hundertprozentige Zustimmung.

Wo ziehen Sie als Liberaler die Linie zwischen berechtigten Schadenersatzforderungen und einem sozialistischen Anspruch auf staatliche Rundumversorgung dank Corona?

Die staatliche Aufgabe besteht darin, weiteren Schaden möglichst zu verhindern. Die Menschen müssen schnellstmöglich auf eigenen Beinen stehen, um selbst wieder zu wirtschaften. Wir müssen an den Punkt kommen, dass der Staat überhaupt wieder in die Lage kommt, Schadenersatz zu zahlen. Dazu braucht es eine wettbewerbsfähige Marktwirtschaft.

Die Pandemie könnte vor allem für Entwicklungs- und Kriegsländer fatale Auswirkungen haben. Flüchtlingslager sind besonders gefährdet. In Griechenland leben rund 100 000 Migranten in Lagern. Auf engstem Raum, dicht gedrängt. Was heisst das für Deutschland, für die EU?

Eine Migrantenwelle im Zentrum von Europa halte ich derzeit für ausgeschlossen. Alle Länder haben ihre Grenzen geschlossen. Wichtig ist, dass Europa – auch die Schweiz – ein Interesse daran hat, die gesundheitliche Versorgung von Menschen in italienischen und griechischen Lagern zu verbessern. Wir können nicht zulassen, dass Menschen sterben, weil die gesundheitliche Versorgung nicht ausreicht.

Sollen die reichen Staaten Mitteleuropas die Migranten aufnehmen?

Ich bin diesen Vorschlägen wenig zugeneigt. Ich glaube, Italien und Griechenland kann es mit der Hilfe der WHO und den anderen europäischen Ländern gelingen, die Betreuung vor Ort vorzunehmen.

Was halten Sie vom Krisenmanagement der EU?

Die EU ist bei der Krisenbewältigung nicht gross aufgefallen. Leider. In den letzten sieben Wochen sind die Risse innerhalb der EU tiefer geworden. Mehr Europa wäre sinnvoll und notwendig gewesen; was wir aber erlebten, war weniger Europa.

Wie interpretieren Sie diese beunruhigende Tatsache?

Ich bedaure das zutiefst. Aus deutscher Sicht: Wir schimpfen über Herrn Orbán, rümpfen die Nase über Herrn Kurz, haben den damaligen italienischen Innenminister Salvini abgelehnt und so weiter. Die Tatsache, dass Deutschland innerhalb Europas wie ein Schulmeister auftritt und anderen Ländern immer sagt, wie sie sich sinnvollerweise moralisch verhalten sollen, führte nicht dazu, die Vertrauensbasis zu erweitern. Sie hat zu einem Vertrauensverlust geführt. Deutschland sollte demütiger und respektvoller mit anderen umgehen und weniger hochmütig durch die Gegend stolzieren.

Wie gut macht es Frau Merkel? Ihre Nüchternheit ist wohlthuend.

Einverstanden. Angela Merkel hat in den letzten fünfzehn Jahren viel Gutes bewirkt, auch in Europa. Ich mag ihre Unaufgeregtheit. Ihre Verdienste in der Finanzkrise sind

A Plus Reinigungen

- Kundenorientiert
- Selbstkritisch
- Partnerschaftlich

... auch in der Krise.

PLUS PLUS PLUS PLUS
REINIGUNGEN HAUSWARTUNG GARTENUNTERHALT BODENPFLEGE AUTO PFLEGE

Tel 0844 802 166, info@aplus.ch, aplus.ch

gross. Dann aber schaute sie zu sehr auf ihre Rolle in den Geschichtsbüchern. Sie spielte eine unglückliche Rolle in der Flüchtlingskrise, ihr Management blieb mangelhaft. Jetzt will sie diese Scharte auswetzen. In der Corona-Krise offenbart sie als Physikerin für mich aber eine erstaunliche Geringschätzung der Wirtschaft und der Freiheit. Sie hat die Familien und Kinder komplett vergessen. Ich bin mir nicht sicher, ob die Euphorie, die Angela Merkel momentan entgegenströmt, in ein paar Wochen noch so vorhanden sein wird.

Wie wird das Coronavirus die Welt, Europa verändern?

Die Pandemie hat China gestärkt, nicht geschwächt. China hat mit seinem Kapital die Möglichkeit, sich in westliche Firmen einzukaufen, deren Wert aufgrund des Lockdowns dramatisch gesunken ist. Der chinesi-

sche Einfluss wird wachsen. Und im Westen kopieren wir chinesische Methoden, um die Pandemie zu bannen. Freiheitsrechte gelten plötzlich als verhandelbar. Demokratien mauern sich freiwillig in ihren Shutdowns ein und versuchen kaum, eine gesunde Balance zwischen Sicherheit und Freiheit zu finden. Das finde ich verrückt, auf jeden Fall bedrohlich.

Schlägt jetzt die Stunde der Liberalen in Deutschland? In einem Jahr sind Wahlen. Sie müssen aber noch Boden gutmachen.

Wir werden alles daransetzen, Freiheit, Marktwirtschaft und Bürgerrechten wieder Geltung zu verschaffen.

Was wissen Sie über die Schweiz? Was beeindruckt Sie, was finden Sie schlecht?

Eine meiner Töchter heiratete einen Schweizer und lebt in der Nähe von Chur. Wenn ich zu ihr sage: «Mensch, die Schweiz ist doch so ein kleines, niedliches Land. Komm doch zurück», dann sagt sie: «Papa, die Schweizer sind so liebenswert, so offen. Das, was miefig ist, ist Deutschland.» Wie ich sehe, hat meine Tochter ihr Herz nicht nur an einen Schweizer, sondern auch an das Land verloren. Und das gibt mir zu denken.

Sie wuchsen in Braunschweig auf. In einer mittelständischen Familie, als jüngstes von drei Kindern. Ihr Vater war Angestellter, Ihre Mutter Verkäuferin. Was hat Sie am meisten geprägt?

Nichts wird dir geschenkt, alles musst du dir selbst erarbeiten. Und: Lass dich nicht unterkriegen. Meine Frau sagt immer, ich sei der grösste Optimist, den sie kenne. Für mich gilt der Satz: «Geht nicht gibt's nicht.»

Sie studierten Volkswirtschaft, zusätzlich Recht. Sie sind Anwalt und als Spitzenkandidat der FDP einer der bekanntesten Politiker von Deutschland. Auf welche Ihrer Leistungen sind Sie besonders stolz?

Darauf, dass meine Kinder vernünftige Menschen geworden sind, die ihr Leben gestalten können und wollen. Sie ruhen in sich selbst, entscheiden eigens und wollen sich von niemandem bevormunden lassen. Ich bin wirklich stolz auf meine beiden Töchter.

Was vermissen Sie am meisten in der Zeit von Lockdown und Home-Office?

Mir geht es immer noch vergleichsweise gut. Aber mir fehlen auch persönliche Gespräche mit Freunden und Bekannten. Ich liebe es, mit meiner Frau gemeinsam essen zu gehen. Ich finde es beeindruckend, dass wir nach dreissig Jahren noch tagelang zusammen sein können, ohne uns die Augen auszukratzen. Wir kochen jetzt sogar wechselseitig, und das schmeckt erstaunlicherweise gut.

Mitarbeit: Roman Zeller

Ganzes Interview ungekürzt auf www.weltwoche.ch



Einflussreich: Millie Bobby Brown. Seite 12



Erfinder des Künstlers: Beethoven. Seite 48



«Ich hatte mich nur über den Sport definiert, das war mein Problem.»

Jan Frodeno: Seite 34

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentare
 - Bückling vor dem Staat
- 10 Familie Wie tief die Wurzel dieser Liebe ist
- 11 Herodot
 - Populisten und Populisten
- 12 **Kopf der Woche** Millie Bobby Brown
 - Der Superteenager
- 18 Mörgeli
 - Diktatoren gestern und heute
- 18 Bodenmann
 - Swiss: Ueli und Gaillard im Cockpit?
- 19 Medien Madame Teflon
- 19 Die Deutschen Ein Weckruf
- 20 **Essay der Woche**
 - Bald wird wieder aufgedreht
- 37 Brief aus ... Schweden
- 44 **Kamer** In der eigenen Falle

Inland

- 24 **Ausweitung der Regierungszone**
 - Bundesjurist Martin Dumermuth
- 27 Fall Sperisen
 - Jetzt muss Strassburg ran
- 33 **Einladung für Asyl-Migranten**
 - Viele Gesuche trotz Grenzkontrollen

Ausland

- 28 **Kim Jong Un** Grösster Fisch im kleinsten Teich
- 30 **Inside Washington** Neuer kalter Krieg
- 39 **Gottesdienst ohne Maske**
 - Gegenrede von Franz-Xaver Hiestand
- 42 «Anschlag auf die Menschheit»
 - Corona-Klagewelle rollt an
- 43 **Unheimlicher Verdacht**
 - Chinas Rolle bei der Pandemie

Wirtschaft & Wissenschaft

- 26 «Gefährliche Verführungen»
 - Professor Sucharit Bhakdi
- 32 **Dina Pomeranz**
 - Ökonomin der jungen Generation
- 36 **Freund klarer Worte**
 - Swissmem-Präsident Hans Hess
- 40 **Wie man eine Welt neu aufbaut**
 - 1945: Stunde null nach dem Weltkrieg
- 56 **Fast Lane** Digitales Klassenzimmer
 - «Made in Switzerland»

Kultur & Gesellschaft

- 16 **Lügen sind tödlicher als das Virus**
 - Bestseller-Autor John M. Barry
- 34 **Jan Frodeno**
 - Der beste Triathlet der Welt
- 38 **Es lebe die Prominenz**
 - Erfolgreiche *Bunte*

- 48 **Lieber Beethoven ...**
 - Brief an ein Monument
- 51 **Mick Herron**
 - Keine Lizenz zum Streunen

Rubriken

- 9 **Im Auge** Sebastian Vettel
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Simon Schenk
- 22 **Thiel** Mobilmachung
- 22 **Leserbriefe**
- 23 **Fragen Sie Dr. M.**
- 46 **Ikone der Woche**
 - Picassos «Mittelmeerlandschaft»
- 52 **Fast verliebt** Endlich Harmonie
- 52 **Knorrs Kultur**
 - Nicht kleckern, klotzen!
- 53 **Unten durch** Themenwechsel
- 54 **Wein** Biagsam, nicht zu brechen
- 54 **Die Bibel** Neue Kreatur
- 55 **Auto** BMW 530e xDrive
- 55 **Jazz** Klaus Koenig Jazz Live Trio
- 58 **Tamaras Welt**
 - Liebestöter Auto

TRINKWASSERLEITUNGEN PRÜFEN: ANROSAN

Das Leitungswasser geniesst hierzulande einen hervorragenden Ruf, und dies zu Recht. Was von den Wasserwerken angeliefert wird, ist von höchster Qualität und kann ohne Bedenken getrunken werden. Diese Qualität gilt es auf den letzten Metern, also im Gebäude, zu bewahren. Nach 25 Betriebsjahren häufen sich die Probleme bei Trinkwasserinstallationen. Reagieren Sie frühzeitig.

Eine Zustandsanalyse kann bei uns weiterhin ohne Bedenken gebucht werden. Wir arbeiten zur Zeit unter strengsten Hygiene- und Sicherheitsmassnahmen, welche noch weiter gehen als die Vorgaben des BAG.

Klarheit dank Zustandsanalyse

Problemen bei den Trinkwasserleitungen sollte man auf den Grund gehen. Verfärbtes Wasser, Druckabfall oder starke Temperaturschwankungen sind Anzeichen dafür, dass etwas nicht stimmt. Besonders häufig betroffen sind Installationen, die seit mehr als 25 Jahren in Betrieb sind. Der erste Schritt ist dabei eine gründliche Analyse durch geschultes Fachpersonal. Insbesondere müssen der Leitungsverlauf, die Materialzusammensetzung und der Zustand der Trinkwasserleitungen untersucht werden. Die Naef GROUP bietet eine solche, umfangreiche Zustandsanalyse bei Ihnen vor Ort an. Dank der umfassenden Zustandsanalyse kann gewährleistet werden, dass die richtige Handlungsempfehlung für Ihr System abgegeben wird.



Rostwasser im Lavabo deutet auf die Alterung der Trinkwasserinstallation hin.

Nachhaltig sanieren

Wenn eine Sanierung angezeigt ist, bietet die Naef GROUP mit ANROSAN die nachhaltige Lösung dafür an. Mittels abrasiver Reinigung werden die betroffenen Leitungen von Korrosion befreit. Danach wird ein komplett anorganisches Beschichtungsmaterial aus Zement, Quarzsand und Wasser eingeblasen. Die Sanierung geht also ohne Baustelle von Statten und es werden nur natürliche Materialien für das Auskleiden der Rohrwand verwendet. ANROSAN erfüllt damit die Anforderungen des Lebensmittelgesetzes (LMG), die Lebensmittel- und Gebrauchsgegenständeverordnung (LGV), sowie die Verordnung des EDI über Trinkwasser sowie Wasser in öffentlich zugänglichen Bädern und Duschanlagen (TBDV) und richtet sich nach den Vorgaben der kantonalen Kontrollbehörden. Zudem ist das Verfahren der Näf Tech AG nach DIN Certco zertifiziert. Auch von Wasserwerken wird ANROSAN empfohlen.



ANROSAN ist weltweit einzigartig und erfüllt höchste Qualitätsansprüche.



ZUSTANDSANALYSE

Jetzt vorbeugende Analyse buchen

Die Zustandsanalyse wird durchgeführt von einem Spezialisten der Naef GROUP, Näf Tech AG, bei Ihnen vor Ort für nur **CHF 790.--**. Das Angebot ist gültig für Einfamilienhäuser und Mehrfamilienhäuser bis 5 Wohneinheiten in der Deutschschweiz (ohne Wallis & Engadin).

- Ja, ich bin interessiert an einer Zustandsanalyse.
- Ja, senden Sie mir Unterlagen zu ANROSAN.

Name

Vorname

Strasse

PLZ/Ort

Jahrgang Liegenschaft

Telefon

E-Mail

Datum

Unterschrift

Titel: Weltwoche 7. Mai 2020

Talon bitte einsenden oder anrufen:

Naef GROUP

Wolleraustrasse 41, 8807 Freienbach

E-Mail: info@naef-group.ch

Tel.: 044 786 79 00

Fax: 044 786 79 10

www.naef-group.ch



© Hanseatische Konzertdirektion GmbH



VIP-Konzertreise «Elbphilharmonie» Hamburg für Aug und Ohr

Die Hansestadt gilt als Tor zur Welt. Kulturelles Highlight ist die Elbphilharmonie mit ihrer spektakulären Architektur und aussergewöhnlichen Akustik. Geniessen Sie drei Tage in einer der schönsten Städte Deutschlands.

Kaum sind wir in Hamburg gelandet, bieten sich uns auf der Stadtrundfahrt erste Impressionen. Mit den Alsterarkaden, dem prachtvollen Rathaus und dem Michel werden wir bekannt gemacht. Natürlich geht es auch am Hafen und der Hafencity vorbei, ehe wir im 4-Sterne-Hotel «Radisson Blu» einchecken. Das Traditionslokal «Schifferbörse» bietet den idealen Rahmen für das Abendessen.

Am zweiten Tag erkunden wir die Hafencity. Auf den Mittagslunch im Restaurant «Kajüte» folgt ein Rundgang durch die historische Speicherstadt. Abends erwartet uns der Höhepunkt dieser Reise, das Konzert von Juan José Mosalini, den Experten als den weltbesten Tangomusiker bezeichnen! Mit seinem Gran Orquesta de Tango bietet er hochemotionale Musik und mitreissende Rhythmen.

«Schiff ahoi!», heisst es am dritten Reisetag. Was wäre Hamburg ohne Hafenerundfahrt? Unterwegs auf einer Barkasse schnuppern wir

den Duft der grossen weiten Welt. Nach dem Mittagessen empfängt uns die traditionelle Kaffeerösterei Burg. Eine Verkostung edler Kaffeesorten ist die Krönung dieses Ausflugs. Erfüllt mit wunderbaren Erlebnissen, kehren wir nach Zürich zurück.

Das detaillierte Reiseprogramm und ein Anmeldeformular finden Sie unter www.weltwoche.ch/platin-club.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Konzertreise «Elbphilharmonie» Hamburg
29. November bis 1. Dezember 2020

Reiseleistungen:

- Flug Zürich–Hamburg–Zürich
- Luftverkehrssteuer, Flughafen- und Sicherheitsgebühren
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- Zwei Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Radisson Blu»
- Abendessen im Traditionslokal «Schifferbörse»
- Mittagssnack im Restaurant «Kajüte»
- Stadtrundfahrt Kulturstadt Hamburg
- Ausflug «Hafencity und Speicherstadt»
- Konzertkarte (Kat. 1) für das Konzert mit Juan José Mosalini im Grossen Saal der Elbphilharmonie
- Qualifizierte Reiseleitung

Preis (pro Person im DZ):

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 1295.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 1595.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an: info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA
6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Bückling vor dem Staat

Von Kurt W. Zimmermann — Die Verlagshäuser kriechen zum Staate und betteln um Geld. Es ist ein tristes Schauspiel. Die Politik sieht den Bittgang mit Behagen, weil er mehr Kontrolle verspricht.



Treue Medien: Bundespräsidentin Sommaruga.

Die NZZ, ansonsten der publizistische Hort des Liberalismus, warf die eigenen Prinzipien ungeniert über Bord: «Lassen wir einmal die grundsätzlichen Bedenken gegenüber staatlicher Hilfe beiseite», schrieb letzte Woche das Blatt. Die NZZ schrieb in eigener Sache. Sie schrieb über staatliche Hilfe für die Medienunternehmen. In eigener Sache liess sie ordnungspolitische Bedenken darum ungeniert beiseite.

Nicht nur die NZZ, alle grösseren Verlagshäuser wollen an staatliche Gelder heran. «Nun geht es ums Überleben», sagt etwa Peter Waner, der Präsident von CH Media, der Nummer zwei im Zeitungsmarkt.

«Ein Nothilfepaket ist dringend notwendig», sagt es noch direkter Pietro Supino, der Präsident des Marktleaders TX Group wie des Verlegerverbands. Einen Krisenfonds brauche es, so sein Verband, «aufgrund der wirtschaftlichen Not durch die Corona-Krise».

Es ist ein ziemlich trauriges Schauspiel, das die Medienbranche derzeit bietet. Die stolze vierte Gewalt, in der Demokratie die Überwachungsinstanz der staatlichen Institutionen, kriecht auf den Knien zum Staat und bettelt um Steuergelder. In den vergangenen Corona-Wochen haben die Verleger bei Parlamentariern und bei Medienministerin Simonetta Sommaruga kräftig für ihre Begehren lobbyiert. Mit Erfolg. In der Sondersession holten sie eben über 70 Millionen Franken Nothilfe heraus,

primär für ihre Regionalsender und die Zeitungs-Posttaxen. In einer zweiten Stufe, ab diesem Sommer, wollen dann die Verlage rund das Doppelte davon an staatlichem Support.

Befremdlich daran sind weniger die Forderungen selbst als vielmehr die Tonalität des Weltuntergangs, mit der sie vorgebracht werden. Für bestimmte Zuschüsse an die Medien, etwa für die frühmorgendliche und postalische Zeitungszustellung, gibt es durchaus gute Argumente. Für diesen Service public schöpft das Staatsunternehmen Die Post heute hübsche Profite ab. Das ist unsinnig. Keinen Gefallen tun sich die Medienhäuser allerdings mit ihrer servilen Unterwürfigkeit, mit der sie der Politik nun gegenüber treten. Im Verhältnis von Medien zu den Institutionen gab es bisher nur eine überzeugende Maxime, nämlich eine kritische Distanz und ein natürliches Misstrauen gegenüber dem Machtmodell der Obrigkeit. Derzeit aber machen die Medien sich und ihren Journalismus vor dem Staate kleiner, als sie sind.

«Die Medien vor dem Corona-Tod retten – aber wie?» titelte soeben der *Tages-Anzeiger*. Ein trefflicher Titel. Es geht in der Branche nur noch um das Wie des politischen Heils.

Die Todesahnung ist übertrieben. Die Verlage werden, so wie der Trend läuft, in diesem Jahr um die fünfzehn Prozent an Umsatz verlieren. Das ist verkraftbar. Im letzten Jahr haben die vier grossen Verlage TX Group, Ringier, CH Media und NZZ-Gruppe auf Ebitda-Stufe zusammen einen Gewinn von 370 Millionen Franken gemacht. Auf dieser soliden Basis werden auch mögliche Verluste im Jahr 2020 nicht lebensbedrohlich sein. Auch die meisten kleineren Regionalverlage können dank ihrer guten Eigenkapitalquote überleben. Dass das Wehklagen der Verlagshäuser dennoch so lautstark ausfällt, ist darum kontraproduktiv. Denn sie riskieren mehr als ein rotes Jahr in ihrer Firmengeschichte. Sie riskieren ihre Unabhängigkeit.

Die Corona-Krise der Medien kam vor allem für die linken Politiker gerade recht. Ihnen winkt nun die Chance, endlich mehr Kontrolle über die Zeitungshäuser zu bekommen.

Seit bald zwanzig Jahren möchte die Linke mehr Staat in den privaten Medien. Nach dem Jahr 2000 kämpfte der damalige SP-Präsident Hans-Jürg Fehr unablässig für eine «Medienförderung» des Bundes, weil er sich damit mehr Einfluss auf die Redaktionen versprach. Sein Nachfolger Christian Levrat übernahm die Doktrin und dehnte sie auf die zentrale Finan-

»» Fortsetzung auf Seite 10

«Happy Heidi»



Sebastian Vettel, Autorennfahrer.

Wenn Sebastian Vettel, 32, zu Hause ist in seiner renovierten alten Mühle in Ellighausen – und er war zuletzt dauernd dort und machte den Garten und Home-Schooling mit seinen drei Kindern –, dann zählt der Ort im Thurgau 133 Einwohner. Denn die Formel 1 dreht im Corona-Leerlauf. Und wer vermisst das Dauernd-im-Kreis-Herumfahren, die ungeheure Spannung, wie viele Sekundenbruchteile seine Ferrari-Mechaniker beim Reifenwechsel verplempern? Wer wartet darauf, dass Vettel und sein aggressiver Stallkollege Leclerc sich gegenseitig die Karosserie zerbeulen? Wem fehlt das immergleiche Geschrei des TV-Reporters um nichts? Spannender wäre sicher eine Verfolgungsjagd der Polizei mit Rasern auf der A 1. Oder eine Live-Schaltung vom Parkplatz beim Zürcher Zoo (momentan geschlossen) mit den Mami-Range-Rovers im Stop-and-go um eine Lücke. Verschwand nicht die Formel 1 der Antike, das grandiose römische Wagenrennen, hinweggefegt von den barbarischen Reiterhorden aus dem Norden? Und morgen von selbstfahrenden Autos?

Vettel war viermal in Serie Weltmeister, von 2010 bis 2013 mit Red-Bull-Boliden (die fabrizierten bis dahin Getränkebüchsen), und irgendwie hat er, seit er mit dreieinhalb Jahren im Gokart sass, das Auto als Lebensinhalt anders erlebt als alle anderen. Mit seinem vielen Geld (geschätztes Vermögen 250, Jahresgage 60 Millionen Euro) kaufte sich der Natursucher aus Deutschland seine Oase der Stille und Landlust und kein Steuerdomizil in Monte Carlo. Er beschäftigt, als einziger Weltstar des Sports, keinen Manager, sondern wickelt alles Geschäftliche selber ab, sozusagen im Zweitberuf. In den sozialen Medien sucht man ihn vergebens. Vielleicht ist er ein Romantiker der Normalität. Er behält sogar Humor in diesem röhrenden Zirkus, seine Rennautos tauft er auf Frauennamen, eines hiess «Happy Heidi», aber sie bringen ihm kein Glück mehr. Letzte Saison gewann er nur noch einen einzigen Grand Prix, aber im Thurgau blühen jetzt die Apfelbäume. Peter Hartmann

zierung von Online-Medien aus. Auch die Grünen schlossen sich dieser Stossrichtung an.

Nun haben ihnen die Verlage selber den Steilpass geliefert. «Die Medienfinanzierung», sagt etwa die SP-Medienpolitikerin und Nationalrätin Edith Graf-Litscher, brauche nun schnell ein «stabiles Fundament». Wenn man nicht schnell Geld lockermache, sagt der grüne Medienpolitiker und Nationalrat Michael Töngi, dann «kommt die Hilfe für viele Medien zu spät». Auch bürgerliche Parlamentarier sehen das inzwischen so. Die Politik kennt sich aus mit dem Wer-zahlt-befiehlt-Prinzip. Es geht um die Frage, mit welchen Auflagen die Politik ihre Geldflüsse an die Medien verknüpfen wird. Denn es eröffnet sich die reizvolle Perspektive auf mehr staatlichen Einfluss im Journalismus.

Grandiose Systemrelevanz

Für einen entsprechenden Medienerlass gibt es als Präzedenzfall die privaten TV- und Radiokanäle. Sie bekommen heute bereits Subventionen von 81 Millionen Franken im Jahr. Dafür müssen sie sich von der Medienpolizei des Bundesamts für Kommunikation kontrollieren lassen, wie sie die Qualität sichern, Fehlleistungen verhindern und genügend Personal bezahlen. Dennoch: Man kann nicht behaupten, dass die Journalisten von Telebasel, Radio Munot oder Tele Südostschweiz nun unter einer staatlichen Oppression leiden würden. Ihre redaktionelle Freiheit ist nicht beschnitten.

Es ist indessen fraglich, ob diese politische Zurückhaltung auch gelten wird, wenn erst einmal die grossen Medienhäuser mit ihren Dutzenden von Zeitungen und Online-Plattformen stärker am Staatstropf hängen. Es wird für sie mit Sicherheit staatliche Auflagen geben, etwa einen Leistungsauftrag, der zum Bezug der Steuergelder erfüllt werden muss. Dazu braucht es dann eine Kontrollbehörde. Ein Zensuramt wird die Kontrollbehörde nicht. Die Politik kann auf subtilere Mittel bauen. Wie eine stärkere Domestizierung der Medien ablaufen kann, haben wir eben in diesen Corona-Zeiten gut beobachten können. Die privaten Medien standen praktisch geschlossen hinter der autoritären Regierung. Kritik am Notregime war wenig gefragt. Stattdessen priesen sich die Verlagshäuser selber, wie etatistisch sie sich aufgeführt hätten. Gerade in dieser Krise, so lautete die Selbstwahrnehmung, habe sich der Wert des Journalismus für das Staatswesen gezeigt. Kaum ein Chefredaktor und kaum ein Verlagschef, der zuletzt nicht rühmte, welche stabilisierende Rolle die Medien für die physische und psychische Volksgesundheit gespielt hätten. Solch grandiose Systemrelevanz sei nun finanziell zu honorieren.

Wenn freie Medien staatstreu agieren und als Dank für diese staatstragende Rolle dann Staatsgelder verlangen, dann ist in diesem Staat etwas schiefgelaufen.

Familie

Wie tief die Wurzel dieser Liebe ist

Von **Walter Hollstein** — Der Muttertag erinnert uns an eine einfache Wahrheit: Die Mutter steht im Zentrum des kindlichen Daseins. Der tonangebende Feminismus kann dies nicht ändern.

Wieder einmal ist Muttertag. Trotz unserer frauenbewegten Epoche ist das ausserhalb der Blumenläden und der Schokoladenindustrie kein besonderes Ereignis. Im Gegensatz zum Internationalen Frauentag im März nehmen es auch die Medien nicht weiter zur Kenntnis. So erstaunlich ist das freilich nicht. Die Mutter ist für den öffentlichkeitsbestimmenden Feminismus eher eine Reizfigur; sie passt nicht in sein Schema einer emanzipierten Frau, die sich in der Erwerbstätigkeit selber verwirklicht.

In dieser verengten Optik gehen soziale und anthropologische Wahrheiten verloren. Die Mutter steht im Zentrum des kindlichen Daseins; sie bringt uns nicht nur ins Leben, sondern gewährt und garantiert es. Alle Erziehungswissenschaftler sind sich einig, dass die Bindung zwischen Mutter und Kind dessen Entwicklung entscheidend prägt. Die optimistische oder pessimistische Grundhaltung zum Leben, das Urvertrauen, die Basismuster von Liebe und Beziehung entstehen in der frühen Interaktion zwischen Mutter und Kind.

Insofern sind in den letzten Jahren auch die Zweifel an der «ausserhäuslichen» Früherziehung stärker geworden. Zahlreiche Untersuchungen weisen nach, dass der Aufenthalt in der Kita für kleine Kinder ein Stressfaktor ist. Sie können noch nicht begreifen, dass diese Trennung von der Mutter nur eine temporäre ist. Die Kita-Welt ist für sie fremd und bedrohlich. Als Folge – auch das ist zureichend belegt – ist die Krankheitsquote bei Kita-Kindern signifikant höher als die ihrer Altersgefährten, die von den Eltern betreut werden.

Überwältigend und verschlingend

Umgekehrt ist auch das Aufwachsen zu Hause nicht unbedingt das pure Idyll. Die Mutter kann, vor allem dann, wenn ihr die Selbstverwirklichung in der Aussenwelt verwehrt ist, festhaltend, ihrem Kind gegenüber oft überwältigend und verschlingend sein. Stark muttergebundene Kinder sind als Erwachsene nicht in der Lage, ein unabhängiges Ich auszugestalten. Das gilt vor allem für Buben und junge Männer; sie bleiben in ihrer unbewussten Identifizierung an die Mutter gekettet.

Diese Fixierung bewirkt eine tiefe Angst vor dem Leben. Viele Untersuchungen belegen einen Zusammenhang zwischen übertriebener Mutterbindung und Sucht wie auch anderen Abhängigkeitstendenzen bis zur Depression. Die Verabsolutierung des Mütterlichen hat zur Folge, dass der Sohn unter einer Fürsorge-

glocke geradezu erstickt. Ihm fehlen Herausforderung, Eigeninitiative und ein gesundes Leistungsbewusstsein. Als Beispiel: Der Zürcher Psychotherapeut Martin Miller hat in seinem Buch über seine berühmte Mutter Alice Miller eindrücklich beschrieben, wie schrecklich und psychotisch sich ein Mutter-Sohn-Verhältnis entwickeln kann.

In letzter Zeit hat auch der Blick auf den Kindesmissbrauch, der bis anhin exklusiv auf Männer und Väter fokussiert war, sich der weiblichen Perspektive angenommen. So belegt beispielsweise die Mikado-Studie, dass nahezu 50 Prozent der betroffenen Buben von ihrer Mutter missbraucht wurden und mehr als 10 Prozent der Töchter. Makaber war vor kurzem der Missbrauchsskandal im breisgauischen Staufen, wo eine Mutter ihren Sohn über Jahre an Pädophile verkauft hatte.

Auch das gehört zur Realität von Müttern. Es ändert allerdings nichts am ewigen Tatbestand, wie ihn Guy de Maupassant einst formulierte: «Man liebt seine Mutter, fast ohne es zu wissen [. . .], weil es so natürlich wie leben ist; und man spürt bis zum Augenblick der letzten Trennung, wie tief die Wurzeln dieser Liebe hinabreichen.»

Walter Hollstein ist emeritierter Professor für Soziologie und ehemaliger Gutachter des Europarates für Geschlechterfragen. Soeben ist bei NZZ Libro sein neues Buch erschienen: «Das Gären im Volksbauch. Warum die Rechte immer stärker wird».



Soziale und anthropologische Wahrheiten.



Herodot

Populisten und Populisten

Wenn zwei dasselbe tun, ist es für unsere Mainstream-Medien nicht dasselbe. Nur rechte Politiker sind Populisten – auch im Ausland. Am allerwenigsten sind es SP-Bundesräte.

Populismus ist gemäss Duden «eine von Opportunismus geprägte, volksnahe, oft demagogische Politik, die das Ziel hat, durch Dramatisierung der politischen Lage die Gunst der Massen (im Hinblick auf Wahlen) zu gewinnen».

In der Corona-Krise wurde die Definition allerdings oft umgekehrt; Populisten waren diejenigen, welche die Gefahr banalisierten, nicht die Dramatisierer. Die drei grössten Staaten des amerikanischen Kontinents werden heute von Populisten regiert. Trump und Bolsonaro und ihre – echten und vermeintlichen – Verfehlungen in der Corona-Pandemie sind Ihnen aus unseren Medien sicher hinlänglich bekannt.

Aber haben Sie schon einmal von Andrés Manuel López Obrador gehört? AMLO, wie ihn seine Anhänger nennen, regiert das drittgrösste Land des Doppelkontinents, Mexiko, mit immerhin 130 Millionen Einwohnern. Auch AMLO sah das Virus als harmlose Grippe, gegen die ein Amulett schütze, wie er es trage. Das Gesundheitswesen hatte er zuvor mit der Entlassung von rund 10 000 Mitarbeitenden und der Kürzung der Mittel um 44 Prozent empfindlich geschwächt. Von Experten und ihren Empfehlungen hält er ebenso wenig wie Trump. Wie dieser ist er selbst der beste Experte in allen Fragen. Noch Ende März küsste er Kinder, schüttelte Hände und rief die Leute dazu auf, einzukaufen und in Restaurants zu gehen. Als sein Gesundheitsminister endlich Social Distancing und eine freiwillige Quarantäne empfahl, ignorierte er beides demonstrativ, genau wie Bolsonaro. Er ist mindestens so populistisch wie seine beiden Amtskollegen, aber eben linkspopulistisch, weshalb dies die meisten unserer Medien weder stört noch interessiert.

Die Mainstream-Medien – zumindest im deutschsprachigen Raum – handhaben die Duden-Definition dahingehend, dass diese lediglich von rechtsstehenden Poli-

tikern erfüllt werden kann. Wenn Linke dasselbe tun, ist dies allenfalls Idealismus, nie aber Populismus.

Die durch Steuergelder finanzierte Informationsplattform Swissinfo.ch geht in ihrer Analyse von Populismus in der Schweiz wie selbstverständlich davon aus, dass die SVP die einzige populistische Partei im Lande sei. Ebenso sieht es der SRG-Hofmeinungsforscher Claude Longchamp, selbst eingeschriebenes SP-Mitglied.

«Gouverner c'est prévoir»

Dem Bundesrat und dem sozialistischen Gesundheitsminister liegt in den Augen unserer Hofberichterstattungs-Presse nichts ferner als Populismus. So ist es nicht Populismus, wenn Berset – mangels Vorräten an Masken – behauptet, diese nützten nichts beziehungsweise nur den andern, und dann sarkastisch meint, es sei aber nicht verboten, Masken zu tragen. Ebenso wenig ist es Populismus, wenn sein oberster Seuchenbekämpfer unser Land weltweitem Spott aussetzt, indem er behauptet, Kinder könnten das Virus nicht verbreiten und dürften von den Grosseltern umarmt werden, weil diese ein dringendes Bedürfnis danach hätten.

Ähnliche nichtpopulistische Motive dürfte der Gesundheitsminister gehabt haben, als er Coiffeur- und Kosmetiksalons wieder öffnen liess, nicht aber die vielen kleinen Läden mit geringem Publikumsverkehr. Angesichts der existenziellen ästhetischen Bedürfnisse mancher Wählerinnen spielte es plötzlich keine Rolle, dass sich Menschen beim Coiffeur und bei der Kosmetikerin so nahe kommen wie nirgendwo sonst im Wirtschaftsleben.

Das Gegenteil von Populismus wäre das vorausschauende Regieren – «Gouverner, c'est prévoir» – und das rechtzeitige Ergreifen auch unpopulärer Massnahmen, sofern dies zum Wohle des Landes nötig ist. Derartiges tun Populisten per definitionem nicht. Ebenso wenig taten es Gesundheitsminister Berset und sein Adlatus Koch.

Unter dem Titel «Wie uns das Virus in die Knie zwang» zeigte die *Sonntagszeitung* in ihrer jüngsten Ausgabe auf, wie die beiden seit Ende Dezember an jeder Weggabelung falsch abgebogen waren. Sie taten nichts für die Umsetzung ihres – völlig ungenügenden – Pandemieplans. Auch als Schweizer Experten die Gefahr längst erkannt, davor gewarnt und bereits Tests entwickelt hatten, kümmerten sie sich nicht um die Beschaffung von Masken, Tests und um andere dringend notwendige Vorkehrungen. Nicht einmal die Grenze wollten sie schliessen, als sogar EU-Staaten dies untereinander taten und Italien ganze Landstriche isolierte.

Wie Belsazar in der Bibel, so ignorierte Berset das Menetekel an der Wand in Form von Informationen und Warnungen oder verharmloste diese systematisch. Als es dann eigentlich schon zu spät war, schädete er mit übertriebenen und allzu undifferenzierten, weil nicht durchdachten Arbeitsverboten unserem Land wirtschaftlich mehr, als dies je ein Bundesrat getan hatte.

Mit dem Menetekel des Babylonierkönigs müsste man sagen: «Du wurdest gewogen und als zu leicht befunden»; aber die *Sonntagszeitung* schreckt vor der sich aufdrängenden Schlussfolgerung zurück, dass Berset und Koch alles andere als die Volkshelden sind, zu welchen sie hochstilisiert wurden.

Bersets Opfer-Bilanz

Die Schweiz bewältigte die Krise weit schlechter als unsere Nachbarn Österreich und Deutschland. Die Opferbilanz gleicht eher der italienischen und französischen. Für Bersets Irrtümer haben Hunderte Schweizerinnen und Schweizer mit dem Leben bezahlt, die Überlebenden werden für den Rest ihrer Tage mit ihren Steuern und geringerem Wohlstand dafür bezahlen. Aber Populisten sind für die meisten Medien diejenigen, welche frühzeitig vor der Virusgefahr warnten und Masken propagierten und ebenso frühzeitig undifferenzierte Arbeitsverbote kritisierten.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.



Sie kann auch richtig gut singen: Wunderkind Millie Bobby Brown.

Kopf der Woche

Der Superteenager

Von *Claudia Schumacher* — Sie produziert eine Netflix-Serie, ist Unicef-Sonderbotschafterin, Model, Unternehmerin und Instagram-Star: Millie Bobby Brown von «Stranger Things» gehört zu den einflussreichsten Teenagern der Welt.

Auch die Stars bleiben ja während der Corona-Krise zu Hause (wenn auch in geräumigeren Häusern, auf Grundstücken, so gross wie Nachbarschaftsviertel). Die Britin Millie Bobby Brown, vor allem als Schauspielerin bekannt, veröffentlichte vor ein paar Wochen während der Quarantäne auf Instagram ein Video, in dem sie ihre zwei Hunde Ronnie und Reggie mit dem Schlauch abspritzt. Wie immer reagierten Tausende Fans. Unter ihnen auch eine ziemlich bekannte Frau: Paris Hilton kommentierte das Video mit vier Herzaugen-Smileys und bekam dafür selber noch anderthalbtausend Likes. Ein

extrem nebensächlicher Vorgang, der allerdings viel über die Aufmerksamkeitsökonomie im Jahr 2020 verrät. Denn Hilton bekam keine Reaktion von Brown, nicht mal ein schnelles Like. Ob die Sechzehnjährige überhaupt weiss, wer Hilton ist? Das It-Girl unserer Zeit heisst jedenfalls Millie Bobby Brown. Jeder will ein Stück von ihr abhaben, auch eine Paris Hilton.

Verletzliche Kindfrau

Brown wurde im Alter von zwölf Jahren weltberühmt, als 2016 die Netflix-Serie «Stranger Things» anlief – mit Brown in der Hauptrolle.

Mittlerweile gibt es drei Staffeln, eine vierte ist angekündigt. In der Science-Fiction-Mysteryserie, die längst Kult-Status erreicht hat, rettet ein Haufen Kinder immer wieder das verschlafene Provinznest Hawkins vor dem Untergang. Am Anfang der Erzählung kommt ein verstörtes Mädchen mit kurzgeschorenem Haar aus dem Wald. Es hat auf dem Arm «011» tätowiert, weshalb die Kinder das Mädchen Elf oder Elfie nennen. Elfie besitzt paranormale Fähigkeiten und steht deshalb im Zentrum jeder Schlacht gegen die riesigen Monster und Kräfte, die in der Serie aus missglückten Regierungsexperimenten hervorgegangen sind.

Die verletzte Kindfrau, die trotz ihrer Zartheit ungemein viel Kraft aufbringt, um finstere Mächte zu besiegen, ist Browns Paraderolle. Was Brown eine ähnliche Rolle im Blockbuster-Film «Godzilla II: King of the Monsters» einbrachte, der 2019 in den Kinos lief. Ihr Kampfgesicht wurde zu ihrem Markenzeichen: Stirn nach vorn wie ein Stier, die dunklen Augen in wütender Konzentration gegen den Feind gerichtet.

Man könnte sich Brown schon im nächsten grossen Pandemie-Film vorstellen, die kraftvollen Laseraugen gegen einen unsichtbaren Horror namens Corona gerichtet. In einer Zeit, in der immer mehr Menschen verwirrt und überwältigt vor globalen Herausforderungen und antizipierten Katastrophen stehen, dürften Browns schauspielerische Fähigkeiten auf jeden Fall gefragt bleiben. Zumal sie als echtes Grosstalent gilt. «Wir müssen ihr noch was geben, das sie überfordert», sagte Matt Duffer einmal, Co-Macher von «Stranger Things». «Ich kann diesem Mädchen einen unglaublich schnellen Ball zuwerfen, aber sie fängt ihn. Sie ist wie eine Sängerin, die jede Note trifft. Ihre Spannweite ist absolut unglaublich. Ich muss die Grenzen erst noch sichten.» Apropos Sängerin, die jede Note trifft: Brown kann auch richtig gut singen. Das stellt sie immer wieder als Gast in Talkshows unter Beweis. Von Bruno Mars bis Nicki Minaj hat sie so einige Lieder auf dem Kasten.

Eigene Makeup-Marke

Brown gehört zur Generation neuer Kinderstars, die das Prädikat «selbstgemacht» tragen. Sie zog 2011 mit ihrer Familie für die Arbeit des Vaters von Grossbritannien in die USA. Die Mutter war Hausfrau, und der Vater arbeitete als Makler. Die Legende will es, dass die kleine Millie aus eigenen Stücken ein Star werden wollte und nicht nach dem Willen der Eltern handelte, als sie bereits im Alter von acht Jahren Schauspielunterricht nahm. Auch auf Instagram, wo Brown rund 33 Millionen Menschen folgen (mehr als doppelt so viele wie vor zwei Jahren, als wir in der *Weltwoche* erstmals über sie berichteten), gibt sich das Mädchen betont selbstbestimmt.

Das Spektrum ihrer Äusserungen in den sozialen Medien ist beachtlich, die junge Frau zeigt viele Gesichter. Da ist Millie, die jüngste Unicef-Sonderbotschafterin aller Zeiten. Entsprechend macht sie Spendenauf-

rufe, kämpft gegen Kinderkrebs oder gegen Online-Bullying, von dem Kinder oft besonders betroffen sind. Aber dann gibt es auch wieder Bilder von Millie in High Fashion: Die lediglich 1,63 Meter grosse Elfe ist bei der Agentur IMG Models unter Vertrag (wie Kate Moss oder Cara Delevingne). Als Model debütierte sie 2017 für Calvin Klein.

Brown macht auch sogenannte Makeup-Tutorials, in denen sie ihren Fans zeigt, wie sie sich schminkt – und zwar schminkt sie sich mit den Produkten ihrer eigenen (!) Make-up-Marke «Florence by Mills». Die

«Ihre Spannweite ist absolut unglaublich. Ich muss die Grenzen erst noch sichten.»

Marke richtet sich an die Generation Z, also an Menschen, die zwischen 2000 und 2019 geboren sind und die als klima- und umweltbewusst gelten. Entsprechend sind die Hautpflege- und Make-up-Produkte von «Florence by Mills» Peta-zertifiziert, tierversuchsfrei und vegan.

Es ist eine eigentümliche Mischung aus Tief Sinn und Oberflächlichkeit, die Brown auf Instagram bedient und die scheinbar hochgradig erfolgreich ist bei ihrer jungen Zielgruppe.

Selfmade-Kinderstar

Ein Schelm, wer denkt: Da wurde aber ein Kind von den umstehenden Erwachsenen zu Höchstleistungen gedrillt – wie sonst kann eine Sechzehnjährige auf so vielen Feldern erfolgreich agieren? Ein Eindruck, der sich verstärken kann, wenn man Youtube-Videos sieht, in denen Brown bereits als Fünfjährige Pop-Balladen in Privatkameras schmettert, die wohl ein Elternteil auf sie gerichtet haben dürfte.

Die PR-Erzählung vom Kinderstar, der sich selbst an den eigenen Haaren in höchste Höhen emporzieht, ist gerade sehr angesagt. Man kennt das auch von Taylor Swift oder Justin Bieber. Die Welt hat genug von gedrillten und fremdgesteuerten Kindern wie Britney Spears oder Macaulay Culkin und ihren vorprogrammierten Abstürzen. Man kann Brown nur wünschen, dass etwas dran ist an der scheinbaren Selbstbestimmung, denn einen Absturz kann man diesem strahlenden Mädchen nicht wünschen.

Sherlocks kleine Schwester

Der nächste Streich des Wunderkinds ist die Verfilmung der Jugendbuchreihe «Enola Holmes» der US-Autorin Nancy Springer. Brown wird wieder die Hauptrolle spielen, sie agiert aber auch als Produzentin, obwohl sie noch minderjährig ist. Gerade wurde bekannt, dass der Film nicht ins Kino kommen wird, sondern auf Netflix laufen wird. Enola

Holmes ist die kleine Schwester der Detektiv-Brüder Sherlock und Mycroft Holmes. Im Zentrum des Films wird das Verschwinden ihrer Mutter stehen, dem Enola allein auf die Spur geht. Dabei gerät sie in eine dunkle Verschwörung. Regisseur ist Harry Bradbeer, der auch bei der Erfolgsserie «Fleabag» Regie führte. An Browns Seite spielen Stars wie Helena Bonham Carter.

Vorerst kann sich Brown ein bisschen daheim in der Quarantäne von ihrem verrückten Teenager-Leben erholen, das sich seit einer Weile auch ums andere Geschlecht dreht. Dabei scheint sie eine Schwäche für die Söhne von Sportlerlegenden zu haben. Anfang Jahr kursierte ein Foto von ihr mit Joseph Robinson, dem Sohn des englischen World-Cup-Rugbyspielers Jason Robinson.

Letztes Jahr datete Brown Gerüchten zufolge Romeo Beckham, den Sohn von David und Victoria Beckham. Was einen Vergleich aufdrängt: Millie Bobby Brown ist der jungen Victoria Beckham, damals Posh Spice, wie aus dem Gesicht geschnitten. Auch was den Unternehmergeist und die vielseitige Begabung betrifft, kann man die zwei gut vergleichen. Victoria Beckham war angeblich schwer begeistert von der Liaison ihres Sohnes mit Brown. Aber Teenager-Liebe währt nicht ewig.

Eine erwachsene Frau, die Brown offenbar in all der Aufregung stets zur Seite steht, ist ihre eigene Mutter. «Sie ist meine andere Hälfte, ich rede mit ihr über alles, auch über meine Karriere und mein Privatleben», erzählte Bobby Brown gerade in einem Video, das sie auf ihrem Instagram-Account veröffentlichte. Wieder eins dieser privat anmutenden Videos, für das sie allerdings viel Geld bekommen haben dürfte: Es handelte sich um eine Werbung für die Schmuckmarke Pandora.



VALUES WORTH SHARING

«Unsere Familie investiert langfristig – seit 1136.»

S.D. Prinz Philipp von und zu Liechtenstein, LGT Chairman seit 1990

lgt.ch/values

Personenkontrolle

Keller-Sutter, Nufer, Schenker, Balmer, Sommaruga, Noser, Regazzi, Büchel, Tobler, Wycherley, Koch, Landolt, Meyer, Liu, Houellebecq

Karin Keller-Sutter, Männerförderin, macht mit einer pikanten Personalie von sich reden. Der Leiter der Bundeshausredaktion von SRF, **Christoph Nufer**, werde neuer Kommunikationschef, gab Keller-Sutters Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) vor einigen Tagen bekannt. Warum sägt die Justizministerin ihr gemischtes Doppel an der Spitze der Info-Abteilung, **Agnès Schenker** und **Guido Balmer**, mitten in der Corona-Krise ab? Eine klare Antwort gibt es nicht. Balmer habe sich entschieden, das EJPD zu verlassen, um sich neuen Aufgaben zuzuwenden, wird mitgeteilt. Schenker, die den Informationsdienst seit 2016 in Co-Leitung mit Balmer führte, wird zur stellvertretenden Kommunikationschefin zurückgestuft. Das lässt aufhorchen, da Keller-Sutter sich im Januar im Westschweizer Radio für ihre Frauenförderung selber lobte. Mit Balmer geht ein Mitarbeiter, den die Fachzeitschrift *Schweizer Journalist* 2019 zum besten Informationschef der Bundesverwaltung kürte. Ober die Ehre verdiente, lässt sich nicht mit Gewissheit sagen. Sein Abgang wird die Bundesverwaltung jedenfalls eine Stange Geld kosten. Nach siebzehn Jahren im Dienst der Eidgenossenschaft wird man ihm den Abgang gemäss Personalverordnung wohl mit einem Jahreslohn, also zirka 200 000 Franken, versüssen müssen. (hmo)

Simonetta Sommaruga, ÖV-Aktivistin, besuchte am letzten Samstag das Tessin und dessen Regierung. Die Bundespräsidentin reist bei solchen Gelegenheiten stets mit der Bahn und lässt sich als klimaschonende Ministerin abfeiern. So fuhr die SP-Bundesrätin vor einigen Wochen demonstrativ im Nachtzug zum Staatsbesuch nach Wien. Nur ins Tessin liess sie sich jetzt mit dem Auto fahren, wie ihr Departement auf Anfrage bekanntgibt. Die Bundespräsidentin habe am Nachmittag via Skype einer Kommissionssitzung beiwohnen müssen. Da in einem Zugabteil die Vertraulichkeit nicht gewährleistet sei, habe man beschlossen, mit dem Auto ins Tessin zu fahren. Auf so eine Entschuldigung muss man erst noch kommen. (hmo)

Ruedi Noser und **Fabio Regazzi**, Zwangsentwerner, machen dem bürgerlichen Lager wenig Ehre. In gleichlautenden Vorstössen verlangten der Zürcher FDP-Ständerat und der Tessiner CVP-Nationalrat in den Wirtschaftskommissio-



Eigentum? FDP-Ständerat Noser.



Attacke: Schauspielerin Tobler.

nen beider Kammern, dass Gewerbe- und Gastgewerbebetriebe während des Corona-Shutdowns ihren Vermietern nur 30 Prozent des Mietzins bezahlen müssen. Die restlichen 70 Prozent sollen gefälligst die Vermieter tragen. Noch kaum je sind «Bürgerliche» so fahrlässig mit der verfassungsmässigen Eigentumsgarantie umgesprungen. Noch nie wollten erklärte Nichtkommunisten dermassen kommunistisch enteignen. Dabei soll Fabio Regazzi Präsident des Schweizerischen Gewerbeverbandes werden. Unbekannt ist bis dato, wie viel Freude das CS Asset Management, die Zürcher Handelskammer oder die Vereinigung Privater Aktiengesellschaften an Ruedi Noser haben, der in den entsprechenden Verwaltungsräten sitzt. (mü)

Roland Rino Büchel, Preisrichter, ist Darsteller in einer Darbietung der Ostschweizer Schauspielerin **Anja Tobler**. Sie attackierte im Namen von zirka achtzig Kulturschaffenden in einem offenen Brief die Spitze der St. Galler SVP, darunter auch Nationalrat Büchel. Dies, weil die SVP in der Finanzkommission die Soforthilfe für Kunstschaffende streichen und Ausfallentschädigungen für Kulturinstitutionen kürzen wollte. Die Geschichte – vom *St. Galler Tagblatt*



„Wer wagt es, sich den donnernden Zügen entgegenzustellen? Die kleinen Blumen zwischen den Eisenbahnschwellen.“



Herz für die Schweiz: Unternehmer Liu.



Wie im Roman: Autor Houellebecq.

gross aufgemacht – war indes ein Rohrkrepiere. Denn erstens war die SVP mit ihrem Antrag längst abgeblitzt. Zweitens hatte die SVP-Spitze den Brief noch gar nicht erhalten, als sie mit diesem vom *St. Galler Tagblatt* konfrontiert wurde. Die Urheberin des Schreibens entschuldigte sich bei Büchel, sie habe bei der Zeitung keinen Artikel anregen, sondern nur anfragen wollen, ob das Blatt den offenen Brief abdrucke. Worauf ihr Büchel zu verstehen gab, sie spiele ihre Rolle als «Unschuld vom Lande» perfekt – wie gemacht für die Hauptrolle im gleichnamigen Bühnenstück des englischen Dichters **William Wycherley** (1641–1716). (hmo)

Daniel Koch, Corona-Orakel, vermeldete am Montag gute Nachrichten: Die Zahl der Neuinfektionen sinke. «Man muss sagen, es sieht gut aus», so der Viren-Oberguru des Bundes. Trotz der erfreulichen Mitteilung machte Koch allerdings ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter. Was prompt Ideen provozierte zu einem Spitznamen für den bislang aufgrund seiner monoton-tiefen Stimme als «Sleepy Koch» bekannten Beamten: «Creepy Koch», der unheimliche Koch. (fsc)

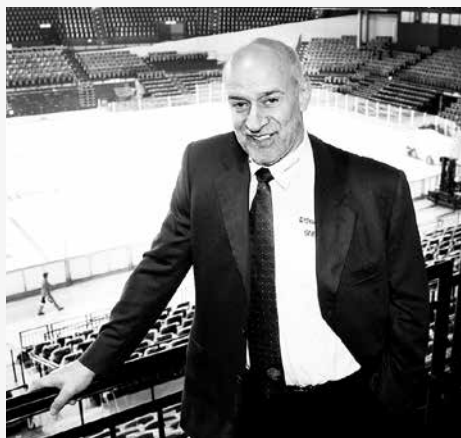
Martin Landolt, Glatzkopf, passt seinen Look der politischen Realität an. So erschien der (Noch-)Präsident der Schrumpfpartei BDP mit kahrlasiertem Schädel zur ausserordentlichen Session in Bern. Eine neue Frisur mit Symbolkraft. Wie man nämlich in den letzten Tagen vernehmen durfte, wollen CVP und BDP wieder einmal Gespräche über einen Zusammenschluss führen. Und jetzt steht der kleinere Fusionspartner schon zu Beginn der Verhandlungen geschoren da. (hmo)

Ulrich Meyer, Kontrolleur, muss sich Kritik gefallen lassen. Der Bundesgerichtspräsident hat das Bundesstrafgericht unter die Lupe genommen, nachdem die Medien von Mobbing, Sexismus, Spesenreiterei und anderem Fehlverhalten der Richter in Bellinzona berichtet hatten. Meyer machte sich vor Ort ein Bild der Lage und beorderte gewisse Bundesstrafrichter anschliessend nach Lausanne, um sie zu befragen. Sein kürzlich veröffentlichter Aufsichtsbericht fiel für einige von ihnen vernichtend aus. Vernichtend ist allerdings auch die Kritik, die umgekehrt mehrere Bundesstrafrichter über Meyer äusserten. Meyer habe die Anhörung völlig unprofessionell durchgeführt, eines obersten Gerichts unwürdig. Zudem habe Meyer den angehörten Personen keine Gelegenheit gegeben, zum Bericht Stellung zu nehmen, obschon das Reglement des Bundesgerichts dies vorsieht. Das Bundesgericht seinerseits teilt auf Anfrage mit, dass die Gewährung des rechtlichen Gehörs «je nach Art des Verfahrens» variere. Ob dieser flexible Umgang mit einem zentralen Verfahrensrecht korrekt ist? Die Angelegenheit wird demnächst in den Geschäftsprüfungskommissionen beider Räte behandelt. (fon)

Richard Liu Qiangdong, Entwicklungshelfer, hat ein Herz für die Schweiz. Der chinesische Milliardär ist Gründer und CEO des an der Nasdaq kotierten E-Commerce-Unternehmens JD.com. Er schickt gratis und franko 1,6 Millionen Schutzmasken, 800 000 Handschuhe, 20 000 Schutzbrillen und 10 000 Schutzkittel ins Land. JD.com ist einer der grössten Online-Händler in China mit starker Präsenz von Schweizer Marken wie Konsumgütern von Nestlé oder Luxusuhren von Carl F. Bucherer und Chopard. (fsc)

Michel Houellebecq, Realist, will die Welt nicht verändern. Das erstaunt keinen Leser seiner Romane, für deren Figuren es keine Emanzipation gibt. «Nur ein wenig schlimmer», schreibt Houellebecq in einem Beitrag für das staatliche Radio. Täglich vertont France Inter den Text eines bedeutenden Schriftstellers. Da werden die Kassiererinnen, Lieferanten, Putzfrauen, Krankenschwestern besungen und Utopien skizziert. Das Leben wird zurückerobert, der Planet gerettet und der Kapitalismus abgeschafft: nach dem Virus die Vision einer besseren Welt. Nicht so bei Houellebecq; ihre aktuelle Verlangsamung bis fast zum Stillstand ist dem Schriftsteller gar nicht so fremd. Er macht in ihr eine Beschleunigung der Vereinsamung und Entfremdung aus – seine grossen Themen. Die stete «Ausweitung der Kampfzone» ist endlich gestoppt. Die Welt wird sich nach der Pandemie nicht verändern, das Leben aber mehr als zuvor einem Houellebecq-Roman gleichen. (alt)

Nachruf



Bester Transfer: Eishockey-Trainer Schenk.

Simon Schenk (1946–2020) — Wenn mich jemand fragt, wie viel Prozent Simon Schenk zum meisterlichen Erfolg der ZSC Lions beigetragen hat, pflege ich zu sagen: «Unsere Meistermannschaft 2000 und 2001 war 100 Prozent Simon Schenk.» Zwar lieferten im Hintergrund Peter Spuhler und meine Wenigkeit einen gewissen Flankenschutz, aber der Eishockey-Sachverstand und das Gefühl für die richtige menschliche Mischung kamen von Simon Schenk.

Persönlich begegnet bin ich «Simu» erstmals im Bundeshaus, als wir beide für die SVP im Nationalrat sassen. Er übernahm in der Politik eine ähnliche Rolle wie im Eishockey – als rechter Flügel, der bürgerliche Werte vertrat und die Interessen des Gewerbes und der KMU verteidigte. Und Simon machte sich für den Sport stark. Er sass im Nationalen Olympischen Komitee und gab dem Sport im Parlament eine Stimme. Gerade in der momentanen Krisensituation würde man sich einen so pragmatischen, gradlinigen Wortführer wünschen.

Als ich Schenk vor 23 Jahren als Sportchef nach Zürich holte, stuften Aussenstehende die SVP-Zugehörigkeit als wichtigste Entscheidungsgrundlage ein. Dies ist grundfalsch. Ich hätte ihn auch verpflichtet, wenn er bei der SP oder den Grünen politisiert hätte. Wir brauchten exakt einen Mann von seinem Format: einen Macher, der anpackte, der die Sprache des Volkes sprach und das richtige sportliche Sensorium besass. Simon Schenk war der richtige Mann im richtigen Moment am richtigen Ort. Eine seiner ersten Amtshandlungen war der vielleicht wichtigste Schachzug in der jüngeren Schweizer Eishockey-Geschichte: die Verpflichtung des finnischen Goalies Ari Sulander.

In diesen Zeiten unterhielten wir uns viel über eishockeytechnische Aspekte. Ich erinnere mich, wie wir uns in einen kleinen Fitnessraum im alten Hallenstadion zurück-

zogen und über die Entwicklungen auf und neben dem Eis sprachen. Ich musste ja wissen, was läuft. Schenk verstand das Eishockey und die Menschen dahinter wie kaum ein Zweiter. Amerikaner würden sagen: «Er hatte mehr von diesem Sport schon wieder vergessen, als die meisten je davon wissen werden.» Er konnte zuweilen emotional und laut werden, aber er behielt immer die Sache im Auge. Wenn er schwieg, wusste man genau, dass etwas nicht stimmte. Er konnte einstecken und teilte gelegentlich auch aus – was gegenüber Journalisten aber nicht zwingend negativ sein muss.

Dass er in Zürich Erfolg haben würde, lag nicht unbedingt auf der Hand. Denn als kantiger Emmentaler war er auf den ersten Blick kaum die beste Lösung für die Grossstadt. Ich war mir meiner Sache mit ihm aber von Anfang an absolut sicher und kann heute mit Fug und Recht sagen: «Simon war mein bester Transfer.»

Simon Schenk nahm Widerstände immer als Herausforderungen an. Dies traf schon auf sein sportliches Vorleben zu. Er gehörte zu den herausragenden Figuren der legendären Langnauer Meistermannschaft 1976. Das Debüt hatte er in Absprache mit dem Korrespondenten der lokalen Zeitung unter falschem Namen gegeben – weil der Rektor am Lehrerseminar den Wettkampfsport nicht tolerierte. Als Spielertrainer des EHC Thun-Steffisburg wurde er 1985 quasi aus dem Nichts zum Schweizer Nationalcoach ernannt. Mit durchschlagendem Erfolg: Schenk führte die Schweiz aus den Niederungen der B-Gruppe in den damals noch exklusiven Kreis der lediglich acht A-Nationalteams. Und auch als Problemlöser trumpfte er auf: Er brachte den hochverschuldeten SC Langnau wirtschaftlich wieder ins Gleichgewicht und sportlich von der 1. Liga zurück in die Nationalliga.

Ich wusste, dass Simon Schenk mit gesundheitlichen Problemen zu kämpfen hatte. Eine erste Herz-OP war nicht nach Wunsch geglückt. Nun musste er sich einer zweiten unterziehen. Er hatte grossen Respekt vor diesem Eingriff. Es sollte eine böse Vorahnung sein. Die Nachricht seines Todes erschütterte mich tief. Mit Simon Schenk verliert unser Land eine herausragende Figur des Sports – und das Eishockey die vielleicht prägnanteste des letzten halben Jahrhunderts. Vor allem verlieren wir aber eine grandiose Persönlichkeit – und ich verliere einen echten Freund. Lieber Simon, ich verneige mich vor dir und deinem Lebenswerk und spreche deinen Liebsten mein tiefstes Beileid aus. *Walter Frey*



«Alle Götter tot»: Notspital bei Fort Riley, Kansas 1918.

Autoren

Lügen sind tödlicher als das Virus

Von Urs Gehriger — Wie US-Präsident Woodrow Wilson, von der Grippe geschwächt, den Frieden verspielte. Und Schriftsteller F. Scott Fitzgerald der Schrecken aus der Federspitze floss. John M. Barry zieht in seinem Standardwerk über die Spanische Grippe Bilanz aus der tödlichsten Pandemie aller Zeiten.

Sommer 1918. Noch hat das Unheil nicht mit voller Wucht zugeschlagen. Die Katastrophe nähert sich schleichend. Nach einem relativ milden ersten Schub braut sich die verheerende zweite Welle zusammen.

«Tatsächlich war es wie ein grosser Tsunami, der zunächst Wasser vom Ufer wegzieht – um dann in einer gewaltigen, überwältigenden Flutwelle zurückzukehren», sagt John M. Barry. Und zuerst trat sie – in der Schweiz auf. «Der erste weitverbreitete Ausbruch der tödlichen Form der Krankheit fand im Juli in der Schweiz statt.» Er war so heftig, dass ein Nachrichtenoffizier der US-Marine in einem Bericht mit dem Vermerk «Geheim und vertraulich» warnte, «dass die Seuche jetzt in der Schweiz epidemisch auftritt».

Das Dokument über die Schweiz präsentiert John M. Barry in seinem Standardwerk «The

Great Influenza», das wiederholt oben auf der Bestsellerliste der New York Times figurierte. Packend und anekdotenreich erzählt er vom ersten Auftreten der neuen Krankheit 1918 in Kansas, USA, von der Verschleppung des Virus auf den Kriegsschauplatz Europa und den verheerenden politischen Folgen der tödlichsten Pandemie der Weltgeschichte. Fünfzig bis hundert Millionen Menschen fallen ihr weltweit zum Opfer. Kaum eine Ecke des Planeten bleibt verschont. Auf der Pazifikinsel Westsamoas sterben 22 Prozent der Gesamtbevölkerung. In Indien rafft die Influenza mindestens zwanzig Millionen Menschen dahin.

Schlachtfeld der Influenza ist die Lunge. Besonders junge, gesunde Menschen, die sämtliche Abwehrkräfte mobilisieren, werden in einem raschen, vernichtenden Kampf um das Atemorgan dahingerafft. Vielerorts spricht

man irreführend von der «schwarzen Pest». Dies, weil sich die Gesichter der Opfer schwarz verfärbten, so intensiv, dass man in den amerikanischen Kasernen Weisse nicht mehr von Afroamerikanern unterscheiden kann.

Unheimliche Vorzeichen

Das traumatische Ereignis brannte sich tief ins Gedächtnis der Menschheit ein. Schriftsteller Christopher Isherwood, der durch seinen autobiografischen Roman die Grundlage für den Welterfolg des Musicals «Cabaret» legte, schrieb 1933, als die Nazis die Kontrolle über Deutschland übernahmen, aus Berlin: «Die ganze Stadt lag unter einer Epidemie von diskreter, ansteckender Angst. Ich konnte sie wie eine Grippe in meinen Knochen spüren.» «Er ging davon aus, dass sie dieses Gefühl der Angst verstehen», sagt Barry. «Die Grippe trug

wesentlich zur Stimmung der Hoffnungslosigkeit und Sinnlosigkeit bei, welche die 1920er Jahre prägte.»

Beobachter des Zeitgeschehens wie der Psychologe John Dewey bemerkten: «Es darf bezweifelt werden, dass das Krankheitsbewusstsein jemals so weit verbreitet war wie heute... Das allgemeine Interesse an Heilungen und Rettungen sind der Beweis dafür, wie krank die Welt ist.» Diese Stimmung erinnert an unsere unmittelbare Gegenwart. Die unfassbar hohe Todesrate verbreitete einen Schrecken, den der Schriftsteller F. Scott Fitzgerald in apokalyptischen Worten zu Papier brachte: «Alle Götter tot, alle Kriege gekämpft, alle Glaubensrichtungen der Menschen erschüttert.»

Die Krankheit kündigte sich vielerorts durch unheimliche Zeichen an. Die Situation erinnert an Thomas Manns «Tod in Venedig», wo sich das kommende Unheil durch den Geruch nach Desinfektionsmittel bemerkbar macht. Beamten spielen jegliche Gefahr herunter, behaupten, die Massnahmen seien «reine Routine». Doch wie der erzählenden Hauptfigur Gustav von Aschenbach entgeht auch den Menschen 1918 nicht, dass etwas nicht stimmt.

«Die Influenza wurde grossräumig totgeschwiegen», sagt Barry. «Um die Moral während des Krieges aufrechtzuerhalten, hatte die Regierung gelogen. Verantwortliche des öffentlichen Gesundheitswesens sagten Dinge wie: «Dies ist eine gewöhnliche Grippe mit einem anderen Namen.»» Die Propagandamaschinen in den kriegführenden Ländern waren nach Jahren des Waffengangs gut geölt. Sie gaben grosse Acht darauf, dass keine negativen Nachrichten verbreitet wurden. Ausnahme war das neutrale Spanien, wo in der Presse über die Krankheit informiert wurde. Was dazu führte, dass die Influenza irreführend Spanische Grippe genannt wurde.

«US-Präsident Woodrow Wilson erwähnte die Seuche in der Öffentlichkeit nicht mit einem einzigen Wort. Die Ironie ist, dass er sich später in Europa infizierte.» Hatte das seine Sichtweise in irgendeiner Weise verändert? «In Dokumenten, die ich gesehen habe, lässt nichts darauf schliessen», sagt Barry. «Aber offensichtlich hatten die Folgen der Grippe ihn nachhaltig geprägt. Er war nach der Infektion körperlich geschwächt. Und er war psychisch desorientiert.» Die Folgen der

Grippe zeigten sich während der Pariser Friedenskonferenz. «Er konnte den Gesprächen nicht folgen. Jeder um ihn herum hat dies bemerkt.»

Paranoider Präsident

Hatte die Krankheit einen Einfluss auf den Ausgang der Friedensverhandlungen? Barry ist davon überzeugt. Zu Beginn der Konferenz habe er absolut standhaft gekämpft, «genauso entschlossen wie Clemenceau», der französische Premierminister, den man den «Tiger» nannte. «Nachdem er krank geworden war, sagten die Leute, sie hätten ihn noch nie so gesehen. Er war paranoid. Er konnte sich nicht mehr daran erinnern, was eine Stunde zuvor besprochen worden war. Schliesslich brach Wilson ein... Er gab im Grunde alle Prinzipien auf, für die die USA angeblich in den Krieg gezogen waren.»

Lügen und Vertuschung sind auch heute, trotz sozialer Medien, Mittel, die Regierungen gezielt einsetzen, um Kritik abzuwenden und ihre Bevölkerungen zu manipulieren. Covid-19 brach in Wuhan, China, aus. Die Chinesen versuchten erfolgreich, warnende Stimmen zum Schweigen zu bringen. Bis dato weigert sich Peking, Klarheit über den Ursprung des verheerenden Virus zu schaffen. «Die Welt hoffte und glaubte, dass China seine Lektion aus Sars gelernt hatte», so Barry. Doch Pekings Mangel an Transparenz habe in China und der ganzen Welt Menschenleben gekostet und tue dies weiterhin. «Ich vermute, es war eine typische bürokratische Reaktion von Unterebenen, die Angst hatten, schlechte Nachrichten nach oben zu melden, also versuchten sie, sie zu verbergen... Wenn sie ehrlich gewesen wären und entschlossen reagiert hätten, wären wir heute in einer weitaus besseren Lage.»

Auch in anderen Ländern wie dem Iran und Brasilien sei die Staatsführung verantwortlich für den Verlust von Menschenleben. «Möglicherweise auch in den Vereinigten Staaten, wo wir einen Präsidenten haben, der zwei Monate lang zu glauben schien, das Coronavirus sei ein Komplott der Demokraten, um seine Präsidentschaft zu untergraben. Die Menschen, die ihm folgen und an ihn glauben, halten sich viel weniger an Massnahmen zur sozialen Distanzierung und andere Richtlinien zum Schutz der allgemeinen Gesundheit.»

Publikum in einem Horrorfilm

In fast jedem Land stellt die Bevölkerung zu einem bestimmten Zeitpunkt fest, dass sie angelogen wurde. In der Schweiz hiess es an-

fangs, Gesichtsmasken böten keinen Schutz vor Infektion. Wochen später stellte sich heraus, dass die Regierung dies nur gesagt hat, weil sie keinen Maskenvorrat angelegt hatte. «Die unbequeme Wahrheit sollte auf jeden Fall und in jeder Situation gesagt werden», sagt Barry, nach der wichtigsten Lektion aus der grossen Influenza vor hundert Jahren gefragt.

Er vergleicht die Bevölkerung mit dem Publikum in einem Horrorfilm. «Wenn man sich einen Horrorfilm ansieht, ist die Angst dann am grössten, wenn das Monster noch nicht auf der Leinwand erschienen ist. Die Vorstellungskraft ist stärker als alles, was ein Regisseur erschaffen kann. Sobald das Monster erscheint, ist die Angst konkret» und somit konkreter zu managen. «Wenn die Regierung den Menschen nicht die Wahrheit sagt, glauben die Menschen der Regierung nicht mehr. Dann ist, um noch einen Schritt weiterzugehen, die Gesellschaft in Gefahr, sich aufzulösen.» In letzter Konsequenz drohe sie sogar auseinanderzubrechen. «Wenn die gegenwärtige Beschleunigungsrate noch ein paar Wochen anhält, könnte die Zivilisation leicht vom Erd-

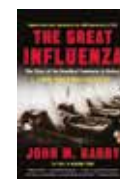
boden verschwinden», warnte Victor Vaughan, ein nüchterner, seriöser Wissenschaftler, 1918 auf dem Höhepunkt der Pandemie.

Wie der Erreger der «grossen Influenza» ist das aktuelle Coronavirus ein Atemwegsvirus. Beide verbreiten sich auf die gleiche Weise. «Der Hauptunterschied besteht darin, dass Covid-19 viel ansteckender ist als die grosse Grippe», sagt Barry. «Glücklicherweise ist das Coronavirus nicht so virulent, sonst würde uns ein Armageddon bevorstehen.» Der andere wichtige Unterschied seien die Inkubationszeit und die Zeitspanne der Krankheit. Beide seien viel länger als bei der Grippe von 1918. Das bedeutet, dass sich der gesamte Krankheitsprozess über einen viel, viel längeren Zeitraum hinziehen wird. Er stimme Tony Fauci, dem obersten US-Gesundheitsberater des Präsidenten, zu, sagt Barry. «Dieses Virus wird uns wahrscheinlich noch lange beschäftigen. Er wird nicht mehr verschwinden.»



Autor John M. Barry.

«Zum Glück ist das Coronavirus nicht so virulent, sonst würde uns ein Armageddon bevorstehen.»



John M. Barry: The Great Influenza. The Story of the Deadliest Pandemic in History. Penguin. 546 S., Fr. 25.90
Das Interview mit John M. Barry in Englisch auf www.weltwoche.ch/International



«Das Gewissen ist eine Uhr, die immer richtig geht. Nur wir gehen manchmal falsch.»

Diktatoren gestern und heute

Von Christoph Mörgeli

Vor 75 Jahren hat sich der deutsche Diktator umgebracht. Der italienische Diktator wurde von Partisanen erschossen. Heute sieht man in Hitler und Mussolini wahnsinnige Monster und durchgedrehte Kriminelle. Wichtiger aber wäre die Frage: Wie kamen sie zu so viel Macht, um als Massenmörder in die Geschichte einzugehen? Tatsache ist: Beiden Diktatoren jubelten die Massen zu. Sie genossen traumhafte Zustimmungswerte. Diktatoren sind immer populär, wenigstens am Anfang. Carl von Ossietzky erklärte es so: «Die erschlafften Völker suchen nach einem Hirn, das für sie denkt, nach einem Rücken, der für sie trägt.»

75 Jahre später hat unser Bundesrat ein gewaltiges Mass staatlicher Macht an sich gerissen. Er hat sich – zeitlich befristet – die Kompetenz zur eigenen Rechtsetzung eingeräumt. Und hat bei der Sozialpolitik, der Justiz und bei den politischen Rechten das Parlament ebenso wie Volk und Stände entmachtet. In normalen, gewaltenteiligen Zeiten der Referendumsdemokratie wäre die Rechtsetzung Aufgabe von Parlament, Kantonen und Stimmbürgern. Doch der Bundesrat regiert autoritär, indem er die Referendumsdemokratie, die Freiheitsrechte und den Föderalismus ausser Kraft gesetzt hat. Der Zürcher Staatsrechtler Zaccaria Giacometti nannte ein solches Vorgehen einen Griff nach der «kommissarischen Diktaturgewalt».

Der Bundesrat beruft sich bei seinen Massnahmen immer wieder auf ein «Notrecht» oder einen «Notstand». Beides existiert in der Bundesverfassung nicht. Weder der Bundesrat noch die Bundesversammlung haben irgendwelche Notrechtskompetenzen. Weder der Bundesrat noch das Parlament dürfen Volk und Ständen die Kompetenzen als Verfassungs- und Gesetzgeber entwinden. Auch die vermeintliche Corona-Not verleiht kein Recht, das Recht zu brechen. Indem sich die gültige Bundesverfassung über Notrecht und Notstand ausschweigt, verwirft sie beides.

Einige unserer Bundesräte hätten 85 Prozent Zustimmung, lesen wir. Das hatten die Diktatoren auch. Die Kommunikation und Rhetorik gewisser Bundesräte sei famos. War das bei den Diktatoren anders? So viel Denunziantentum, so viel polizeistaatlichen Geist, ein solches Übermass an Freiheitsbeschränkung gab es noch nie. Doch wehe dem, der es ausspricht. In der Diktatur ist kritisches Denken verboten. In der Demokratie wird es bloss nicht gerne gesehen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Swiss: Ueli und Gaillard im Cockpit?

Von Peter Bodenmann — Couchepin und Blocher haben die Swiss 2004 zum Nulltarif an die Deutschen verschenkt. Leider.



Diesen Fehler versuchen Ueli Maurer und Serge Gaillard zu korrigieren.

— **Schritt 1:** Der Bund verbürgt die Darlehen, die die Banken der Swiss geben, zu 85 Prozent. Dafür gibt es Zins ins Bundeskässeli.

— **Schritt 2:** Die Banken erhalten für ihre Darlehen als Sicherheit die Swiss-Aktien.

— **Schritt 3:** Wenn die Swiss sich nicht erholt und die Banken die Bundesbürgschaft beanspruchen, dann wandern die Aktien der Swiss als Sicherheit zum Bund.

Und schon haben wir swissdibus Maurer und Gaillard im Cockpit einer verstaatlichten Swiss. Es wird leider nicht dazu kommen, denn die Deutschen werden Mutti Lufthansa retten. So oder so.

Sich rechtzeitig regen bringt Segen: Die Zürcher Fluglärmgegner schliefen verständlicherweise zu lang und zu gut. Klaus J. Stöhlker protestierte auf *Inside Paradeplatz* erst, als der Zug abgefahren war. Deshalb erfolgen die Anflüge weiter aus dem Süden. Schade.

Viele glauben nicht an die Zukunft der Luftfahrt, weil sich das Fliegen massiv verteuern werde. Sobald die Menschen, die sich das Fliegen leisten können, geimpft sind, wird genau das Gegenteil geschehen.

— **Fakt 1:** Kein Flughafen ist weltweit wegen des Virus von der Landkarte verschwunden. Überall werden die Abläufe rationalisiert. Auf Kosten des Personals.

— **Fakt 2:** Kein einziges Flugzeug wurde von den China-Fledermäusen verschluckt. Im Gegenteil: Vielerorts mussten Eigentümer und Leasing-Gesellschaften Abschreiber machen.

— **Fakt 3:** Das Kerosin ist so billig wie noch nie. Die bestehenden Lager werden dank Staatshilfen abgeschrieben. Neue Kontrakte sichern mittelfristig spottbilliges Kerosin.

— **Fakt 4:** Die rücksichtslosen Fluggesellschaften – Swiss inklusive – benutzen die Krise, um die Gewerkschaften in die Knie zu zwingen.

— **Fakt 5:** Die Mehrheit der Haushalte konnte in der Krise ihre Sparquote erhöhen. Zusätzlich werden Ferien vor Ort – etwa in der Türkei und Griechenland – noch günstiger. Und die Boni-Banker und Konsorten werden auch bald wieder in der 1. Klasse die fast grenzenlose Freiheit über den Wolken und fern ihrer Villen geniessen wollen. Zoom ist nicht geil.

— **Fakt 6:** Unter dem Druck der Corona-Krise werden Flugticket-Abgaben nicht eingeführt oder dort, wo sie bestehen, nicht erhöht. Leider.

Spätestens Mitte 2021 geht in der Luft die Post ab. Genauso wie nach jeder Pest die grosse Völlerei begann. Der Mensch will vergessen und nachholend geniessen, was er verpasst hat.

Alle, die zu dunkle Wolken aufziehen sehen, machen im Endeffekt das Fliegen noch billiger.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Madame Teflon

Von Kurt W. Zimmermann — Wer steht eigentlich an der Spitze der SRG? Ich glaube, der oberste Chef heisst Nathalie Wappler.

Im Geschenkpapier des Bundesrats lagen fünfzig Millionen Franken. So viel darf der öffentliche Funk nun zusätzlich verbrauchen.

Die NZZ am Sonntag fasste die Geschenkübergabe zusammen: «Die Regierung erhöhte den Gebührenanteil der SRG um 50 Millionen. Es war ein guter Tag für Nathalie Wappler.»

Ein guter Tag für Nathalie Wappler. Das ist eine interessante Bemerkung. Die Bemerkung zeigt auf, wie sich beim öffentlich-rechtlichen Sender die personellen Gewichte verschoben haben.

Wappler ist seit gut einem Jahr Direktorin des Deutschschweizer Radios und Fernsehens (SRF). Ihr Vorgesetzter ist Gilles Marchand, der Generaldirektor der SRG.

In der Öffentlichkeit ist Gilles Marchand nahezu unbekannt. Der Grund liegt auch darin, dass er, wie man in der Journalistensprache sagt, schlecht rüberkommt. In seinen seltenen Interviews, besonders mit seinem dürftigen Deutsch, wirkt er oft wie ein Sprechautomat.

Weil die Journalisten beim staatsnahen Medienkoloss aber eine prägende Identifikationsfigur brauchen, für Applaus wie für Kritik, ist Wappler schnell zum Gesicht der SRG geworden. Wenn es um Sparpakete geht: Wappler. Wenn es um IT-Probleme geht: Wappler. Wenn es um Kurzarbeit geht: Wappler. Und Wappler selbst dann, wenn der Bundesrat das SRG-Budget revidiert.

All das wären zwar Marchands Themen. Nur, es fragt ihn keiner mehr dazu.

Auffallend ist der Gegensatz zum Vorgänger-Duo. SRG-Generaldirektor war zuvor Roger de Weck, Radio- und TV-Direktor war Rudolf Matter. Es war ein Paarlauf mit umgekehrten Rollen. Der schillernde de Weck bestimmte die Show. Über die neusten TV-Krimis redete er vor Publikum genauso eloquent wie über die Rolle der SRG bei der Errettung der Eidgenossenschaft. Der eher mufflige Direktor Matter sass derweil in seinem Büro und entwarf die Organigramme der nötigen Strukturreform.

Einzigartiger Exodus

Nun ist es andersherum. Direktorin Wappler ist die farbige SRG-Aushängefrau, ihr Generaldirektor sitzt grau im Büro.

Erstaunlich an Wapplers Aufstieg ist dennoch, wie schonend die Journalisten bisher mit ihr umgegangen sind. Denn eine naheliegende Angriffsfläche gäbe es schon.

Seit sie an der Spitze des Deutschschweizer Radios und TV steht, findet dort ein einzig-



Ihr Generaldirektor sitzt grau im Büro: Wappler.

artiger Exodus bekannter Journalisten hin zu den privaten Medien statt. Unter anderen verabschiedeten sich etwa «Arena»-Sendeleiter Jonas Projer und Jass-Moderator Reto Scherrer zu Ringiers Blick-TV, Nik Hartmann («SRF bi de Lüt») ging zur Sendegruppe von CH Media, Kulturchef Stefan Charles kündigte ebenso wie Patrizia Laeri, die von «Eco» zu CNN Money wechselte.

Bei jeder anderen Führungsfigur, ob bei Zeitungen oder elektronischen Medien, hätte eine solche Serie an Abgängen bei den lieben Journalistenkollegen zu hämischen Attacken zum Thema Führungsschwäche geführt. Bei Wappler perlte es ab.

Der Grund ist naheliegend. Nathalie Wappler ist derzeit die Madame Teflon der Schweizer Medienindustrie. Sie ist unangreifbar und säureresistent, denn sie kann einsame Rekordwerte vorweisen. Die «Tagesschau» kommt auf Zuschauerzahlen von über einer Million, fast das Doppelte früherer Quoten. Natürlich ist das Pandemie-geschuldet, aber man muss SRF und seiner Chefin attestieren, dass sie die Virus-Welle konsequent nutzten. Die Live-Shows von den Medienauftritten des Bundesrats, all die Corona-Sondersendungen und neue Formate wie «Zäme dihei» hätte man früher Strassenfeger genannt.

Es ist ein guter Tag für Nathalie Wappler. Tag für Tag.

Ein Weckruf

Von Henryk M. Broder — Der seltsame Gerd Müller.

Unter den vielen seltsamen Gestalten in Dr. Merkels Gruselkabinett ist Gerd Müller, Minister für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, eine der seltsamsten. Der Wirtschaftspädagoge begann seine politische Laufbahn als stellvertretender Pressesprecher des bayerischen Wirtschaftsministers, engagierte sich in der Jungen Union der CSU und sass eine Wahlperiode im Europäischen Parlament ab, bevor er 1994 in den Bundestag wechselte. Seit 2005 gehört er zu Merkels Entourage. Über das Allgäu hinaus wurde er Ende der achtziger Jahre bekannt, als er die Todesstrafe für Drogenhändler forderte.



Als Minister für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung will er freilich Leben retten. Die «Zusammenarbeit» zwischen dem reichen Europa und dem armen Afrika stellt er sich so vor, dass Europa seinen unredlich erworbenen Reichtum mit dem ausgebeuteten Afrika teilt. Niemand sollte glauben, so Müller vor genau drei Jahren, dass wir «unseren Wohlstand auf dem Rücken Afrikas und der Entwicklungsländer leben können, ohne dass die Menschen zu uns kommen und sich dann holen, was ihnen gehört». Und: «Wenn wir es nicht schaffen, die Erderwärmung auf zwei Grad zu begrenzen, werden in Zukunft bis zu hundert Millionen Menschen Richtung Norden wandern.»

Ob es eine Wahrsagerin in Ouagadougou war, der Hauptstadt von Burkina Faso, die ihm die Zahl verraten, oder ob er sie aus dem morgendlichen Kaffeesatz herausgelesen hatte, behielt Müller für sich. Jetzt hatte er eine Eingebung, die noch mächtiger daherkommt.

Die Corona-Krise, sagte er einer Tageszeitung, sei «ein Weckruf an die Menschheit, mit Natur und Umwelt anders umzugehen», ein Auslöser der Pandemie liege im «Raubbau an der Natur, in der Rodung der Regenwälder». Wenn alle Menschen so leben würden wie die Deutschen, dann «bräuchten wir zwei Erden».

So etwas sagt ein deutscher Minister, ohne zu erröten oder zu erleichen. Und eine lobotomierte Öffentlichkeit, die gestern noch eine hysterische junge Schwedin angebetet hat, nimmt es hin. Ein Weckruf an die Menschheit! Weniger darf es nicht sein. Hier werden Sie geholfen. Jetzt muss Deutschland nur aufhören, Regenwälder zu roden, dann kommen wir mit einer Erde aus. Und Gerd Müller bleibt Minister für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung.

Bald wird wieder aufgedreht

Von Beat Gygi — Der Weltwirtschaft droht eine schwere Rezession. Auch in der Schweiz stellt man sich auf einen tiefen Absturz ein. Das ist übertrieben. Die globalisierte Wirtschaft wird bald wieder für Auftrieb sorgen.

Das sind doch gute Zeichen: Nach der Lockerung des Shutdowns stehen die Kunden vor dem Baumarkt Schlange. Endlich können sie sich eindecken mit dem, was sie brauchen, um bei sich das zu reparieren oder zu verschönern, was sie in diesen Wochen geplant haben. Auch die Konsumlust ist ihnen vom Gesicht abzulesen, endlich kann man wieder am Verkaufsregal stehen, etwas in die Hand nehmen, vergleichen, befühlen und dann je nachdem damit zur Kasse gehen. Der Wunsch zum Reparieren, Verbessern, Erneuern, Umbauen, Verstärken – das ist genau das, was die Wirtschaft jetzt braucht. Bleibt es beim Wunsch, oder lässt sich all das in den nächsten Monaten so weit realisieren, dass die Corona-Wirtschaftskrise rasch überwunden werden kann?

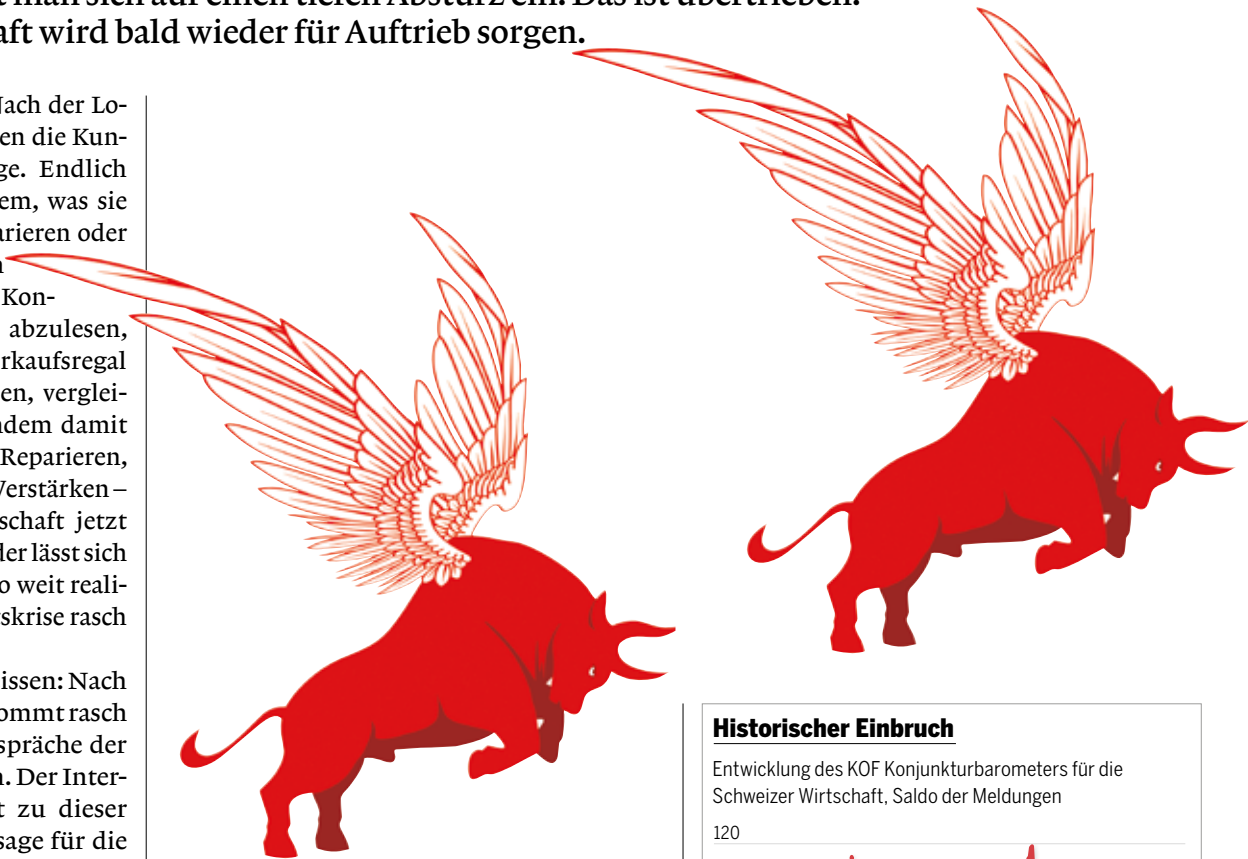
Im günstigen Fall würde das heissen: Nach dem wirtschaftlichen Einbruch kommt rasch wieder der Aufschwung, das entspräche der berühmten V-Form der Rezession. Der Internationale Währungsfonds neigt zu dieser Einschätzung. Er hat die Voraussage für die Weltwirtschaft kürzlich zwar stark nach unten revidiert und für das laufende Jahr eine Schrumpfung des weltweiten Bruttoinlandsprodukts (BIP) um 3 Prozent prognostiziert. Das ist weit unter dem Wachstum von 3,3 Prozent, von dem man noch im Januar sprach, aber immerhin ist bereits für den Sommer eine Aufwärtsbewegung vorgesehen. In der Grafik rechts wird diese Kurvenform zum einen für die Industrieländer (blau) und zum andern für die Schwellen- und Entwicklungsländer veranschaulicht. Die Schwellenländer scheinen von der Krise weniger stark betroffen zu sein als die reichen Volkswirtschaften.

Wurde wirklich der Stecker gezogen?

Darf man wirklich eine V-Form erwarten? Auf den ersten Blick scheinen die Aussichten nicht gut zu sein. Die jüngste Prognose des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco) geht von einem Rückgang des Bruttoinlandsprodukts um fast 7 Prozent im Jahr 2020 aus, im schlimmeren Fall könnte die Schrumpfung gar 10 Prozent ausmachen und hartnäckige Nachwirkungen haben. Es ist schwierig, sich so etwas vorzustellen, das hat in der Schweiz noch kaum jemand erlebt, auch auf dem Arbeitsmarkt nicht. Die Anmeldungen für Kurzarbeit machen fast zwei Millionen Personen aus, das ist etwa ein Drittel der Be-

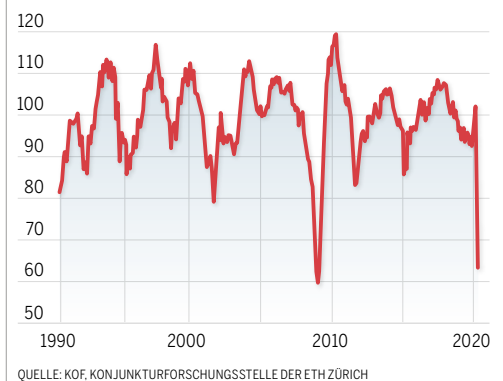
schäftigten im Land. Man schätzt, dass die Anträge wohl bis gegen 80 Prozent ausgeschöpft werden. Wehe, sollten diese Menschen nach Ablauf der Kurzarbeit zu einem namhaften Teil ihre Stellen verlieren. Die Arbeitslosenquote ist jetzt schon am Steigen und liegt bei etwa 4 Prozent.

Der Wirtschaft wurde durch die Corona-Bekämpfung praktisch der Stecker gezogen – so macht es den Anschein. Oder stimmt das gar nicht? Bei genauerem Hinsehen muss man sagen: Eigentlich funktioniert sehr vieles im Land. Immerhin verfügen die Läden, die offen sind, in den meisten Fällen über ihr normales reichhaltiges Sortiment, leergekaufte Regale gibt es kaum, und online kann man sich mit einem grossen Spektrum von Gütern eindecken, es wird geliefert. Anders gesagt: Die Versorgung des Landes wurde auch im Shutdown aufrechterhalten, und während der ganzen Zeit waren hinter den Kulissen in der Industrie und den Büros viele Leute am Arbeiten. Fragt man Firmenchefs aus der Industrie oder Ökonomen, bekommt man zur Antwort, dass in der Schweiz die Wirtschaft praktisch zu etwa 80 Prozent ihrer Möglichkeiten am Laufen gewesen, also nicht stillgestanden ist und dass jetzt vielleicht gegen 90 Prozent der Kapazitäten ausgelastet sind. Aus der internationalen Grund-



Historischer Einbruch

Entwicklung des KOF Konjunkturbarometers für die Schweizer Wirtschaft, Saldo der Meldungen



Stimmungsschwankungen.

stoff-Industrie ist zu hören, dass China grossenteils wieder auf die vollen Kapazitäten hochgeschaltet hat, ja zum Teil auf 120 Prozent, um einen Teil der Produktionsrückstände wettzumachen.

Was läuft denn nicht gut? Vorläufig ein kleiner Bereich der Wirtschaft. Es sind die Branchen, deren Geschäftsgrundlage darauf beruht, dass Leute zusammenkommen und Geselligkeit pflegen, die Gegenwart anderer geniessen. Diese Sparten wurden durch die Pandemiemassnahmen blockiert, weil die Virusübertragung über Personenansammlungen läuft: der Detailhandel, der 3,8 Prozent des Bruttoinlandsprodukts ausmacht und 6 Prozent der Arbeitnehmer beschäftigt. Sodann die Gastronomie, die 1,1 Prozent des BIP erbringt und für 3,4 Prozent der Jobs in der



jetzt in der Schweiz eine Einbusse beim BIP von bis zu 10 Prozent riskiert.

Eine am Dienstag von der KOF-Konjunkturforschungsstelle der ETH Zürich vorgestellte Umfrage unter Schweizer Unternehmen zur jüngsten Stimmung zeigt denn auch eine fast panische Reduktion der Geschäftserwartungen für die nächste Zeit, quer durch alle Branchen – fast als ob man sich dem vorausgesagten Niedergang fügen würde. Und das KOF-Konjunkturbarometer, in dem mehrere Indikatoren zusammengefasst sind, die Prognosekraft haben, ist auf ähnliche Weise in die Tiefe gesaust, wie dies in der Grafik links dargestellt ist. Steht es wirklich so schlimm um die Wirtschaft? In der gleichen Grafik ist auch der Zacken aus der Finanzkrise 2008/2009 sichtbar, damals ist das Barometer genau gleich wie ein Stein nach unten gefallen. Und was brachte das Jahr 2009 dann tatsächlich? Einen Rückgang des Bruttoinlandsprodukts um 2 Prozent und im Folgejahr ein Wachstum um 1 Prozent. Die Schweiz kam also viel besser durch die Finanzkrise als vorausgesagt und besser als die anderen Länder. Ähnliches passierte im Jahr 2015, als die Euro-Franken-Kursuntergrenze aufgehoben wurde, da gab es sofort Prognosen, die eine Rezession voraussagten; und am Jahresende resultierte ein Wachstum von 1,3 Prozent. Auch 2020 darf man positive Überraschungen erwarten, denn die Anpassungsfähigkeit der Schweizer Wirtschaft wird in pessimistischen Zeiten immer wieder unterschätzt.

Die Lage ist heute trotz Viruspanik in mancher Hinsicht sogar besser als 2008. Das Bankensystem in der Schweiz ist stabiler, viele Unternehmen, vor allem grössere, sind besser mit Eigenkapital ausgestattet, die Exportbranche ist noch stärker als damals. Bis zur Corona-Blockade waren die international ausgerichteten Firmen in intensiven Geschäftsbeziehungen mit ausländischen Partnern, die globalen Liefernetze funktionierten bis zum zerstörerischen Schnitt meistens gut, wenn auch gewisse Ausfallrisiken vernachlässigt wurden. Jetzt ist in Konjunkturberichten überall die Rede davon, dass die Lieferketten durch die diversen

Shutdowns zerrissen worden seien und deshalb die früheren Geschäftspartner mit leeren Händen dastünden. Dabei müssen doch die Firmen einfach erneut Kontakt miteinander aufnehmen und die alten Beziehungen wieder knüpfen. Beide haben ja noch intakte Produktionsanlagen, die Arbeitskräfte sind verfügbar, man kennt sich, man muss nur den Startknopf drücken.

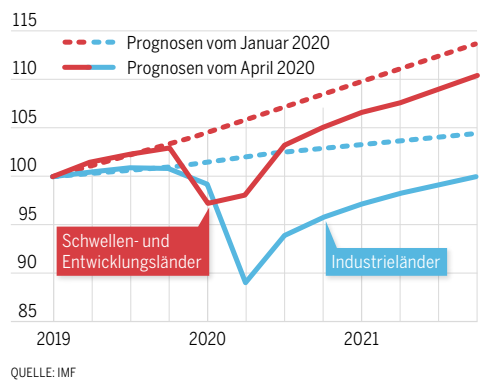
Sofort kommen die Gegenargumente. Selbst Unternehmer, die vor drei Wochen noch optimistisch waren, machen sich jetzt Sorgen, dass der private Konsum und die Nachfrage nach ihren Produkten flau bleiben werden. Sie berichten von Geschäftspartnern, die Investitionen zurückstellen und Projekte absagen, weil sie in einem Klima, in dem Politiker und Virologen dauernd von einer möglichen zweiten Corona-Welle und Shutdown-Massnahmen sprechen, nichts riskieren wollen.

Personenverkehr regulieren

Das wird aber bald einmal Gegenkräfte mobilisieren, welche die Globalisierung wiederherstellen werden, weil es zu teuer ist, sie zu unterdrücken. Die hochproduktive, international vernetzte Wirtschaft wird jetzt als Gesundheitsrisiko bekämpft, weil sich das Virus über sie ausbreite. Aber das ist zu kurz gedacht. Wie Hans-Joachim Voth, Ökonom an der Universität Zürich, kürzlich in der *Weltwoche* darlegte, stammt der grösste Vorteil der Globalisierung aus dem freien Waren- und Kapitalverkehr. Die Infektionen dagegen hängen mit dem Personenverkehr zusammen. Menschen- und Güterströme kann man durchaus voneinander trennen, das Unterhalten intensiver Geschäftsbeziehungen ist auch ohne rastloses Hin- und Herreisen möglich. Strengere Gesundheitskontrollen im Personenverkehr, Testbarrieren und spezielle Ausweise – damit lässt sich die grosse Maschine wieder voll auf Touren bringen, ohne dass Viren das Arbeiten bedrohen.

Rückschlag für die Weltwirtschaft

Schätzung des weltweiten Bruttoinlandsprodukts nach Quartalen, indiziert



Schwellenländer im Vorteil.

Schweiz verantwortlich ist. Und schliesslich die Anbieter von Kunst, Unterhaltung und Erholung, die im Shutdown plötzlich ins öffentliche Scheinwerferlicht gerieten, weil sie als Kleinunternehmer unvermittelt ohne Arbeitsmöglichkeiten im Leeren standen. Ihr Anteil an der Schweizer Wirtschaftsleistung beträgt 0,6 Prozent, und von der Beschäftigung her machen sie 1 Prozent der Stellen in der Schweiz aus.

Gemütlichkeit und Kultur

Man kann es auch so sagen: Die Wirtschaft ist eine riesige Maschine, die den Menschen den materiellen Wohlstand liefert, und daran angeschlossen ist eine kleine Zusatzanlage, die für Gemütlichkeit, geselliges Beisammensein und Kultur sorgt, für den menschlichen Austausch, also für die immateriellen Leistungen. Nun hat diese kleine Zusatzanlage den Volkswirtschaften das Problem mit dem Virus eingebrockt, weil sie vom menschlichen Zusammenkommen lebt. Gut 5 Prozent des Bruttoinlandsprodukts macht dieser gesellige Teil aus, und mit dessen Stilllegung wurde



«Irrtümer haben ihren Wert;
jedoch nur hier und da.
Nicht jeder, der nach Indien fährt,
entdeckt Amerika.»



Thiel

Mobilmachung

Von *Andreas Thiel*

Viola Amherd: Wie verlief die Mobilmachung?
Armeechef Süssli: Sie war ein Erfolg auf der ganzen Linie. Die mobilisierten Soldaten haben die Kasernen bezogen, die von den Rekruten kurzfristig geräumt wurden.

Viola Amherd: Wohin sind die Rekruten gezogen?

Armeechef Süssli: In die Turnhallen.

Viola Amherd: Dann fällt der Turnunterricht für die Schüler aus?

Armeechef Süssli: Die Schulen sind geschlossen.
Viola Amherd: Ah ja. Dann behandeln die Rekruten in diesen Turnhallen nun Corona-Opfer?
Armeechef Süssli: Äh, nein. 80 Prozent dieser Truppen stehen unter Quarantäne, weil in vielen Kompanien einzelne Fälle von Husten aufgetreten sind.

Viola Amherd: Das ist ja schrecklich!

Armeechef Süssli: Nein, nein, das ist normal. Dass wir deswegen aber jeweils gleich die ganze Kompanie unter Quarantäne stellen müssen, ist neu und hängt aber auch damit zusammen, dass die Rekruten nun in Turnhallen untergebracht sind, was sie im Übrigen sehr schätzen, da sie in der Quarantäne wenigstens Fussball spielen können.

Viola Amherd: Aber die restlichen 20 Prozent der Rekruten pflegen in ihren Turnhallen Corona-Opfer?

Armeechef Süssli: Nein. Diese 20 Prozent benötigen wir zur Versorgung der 80 Prozent, die unter Quarantäne stehen.

Viola Amherd: Aber die mobilisierten Truppen in den Kasernen pflegen Corona-Opfer?

Armeechef Süssli: Nein.

Viola Amherd: Weshalb nicht?

Armeechef Süssli: Wir kriegen keine Corona-Opfer. Die Spitäler sind dermassen unterbelegt, dass sie Pflegepersonal nach Hause schicken und Kurzarbeit einführen mussten.

Viola Amherd: Was machen denn die Soldaten in den Kasernen?

Armeechef Süssli: Schiessübungen.

Viola Amherd: Gut, ich werde Sie an der Pressekonferenz wie folgt zitieren: «Die Mobilmachung war ein Erfolg auf der ganzen Linie.»

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Leserbriefe

«Übertriebene Angst macht aus einem selbstbewussten Staatsbürger einen unmündigen Untertan.» *Raffaele Ferdinando Schacher*

Tunnelblick

Nr. 18 – «Triumph der Staatsmacht»;
Urs Paul Engeler über den Bundesrat

Was jetzt zutage kommt, ist die Überforderung des Bundesrates. Er will die Pandemie in den Griff bekommen, dabei eine staatlich gelenkte Wirtschaft aufziehen und einen Überwachungsstaat à la chinoise installieren. Das alles ist der Schweiz mehr als fremd. Die widersprüchlichen Anordnungen zeigen: Man kann nicht auf allen Hochzeiten tanzen. *Esther Moser, Basel*

Es waren einmal sieben Bundesräte und ein böses Grippevirus. Die Obrigkeit wollte wie im tiefen Mittelalter dieses Virus kontrollieren und vernichten. Dabei stürzte sie die gesamte Volkswirtschaft in eine tiefe Krise. Die Bevölkerung musste noch Jahre leiden unter den autoritären Zwangsmassnahmen, die die Herrscher angerichtet hatten. Die Wahrheit der Geschichte: Angst ist immer ein schlechter Ratgeber, und über das Schicksal kann auch die Obrigkeit nicht herrschen. *Konrad Rüegg, Ebnat-Kappel*

Macht umgehend begrenzen

Nr. 18 – «Planwirtschaft»;
Editorial von Roger Köppel

Die Kraft des Staates zeige sich heute als das überlegene Instrument; der Glaube an die liberale Wirtschaft sei mit Corona definitiv überholt. So rief SP-Politiker Roger Nordmann am 4. Mai im Nationalrat aus. Weiter hätte er kaum danebenschiessen können. Ein kurzer Blick auf die Bundesrechnung zeigt eine über 90-prozentige Abhängigkeit der jährlich 70 Milliarden Franken Einnahmen (Mehrwertsteuer, direkte Bundessteuer, Zölle) vom Gang der Wirtschaft. Auch die beschlossenen Mehrausgaben werden letztlich zu Bundesschulden und damit zu einer langjährigen Zusatzbelastung für unsere Wirtschaft, die kapitalistisch und international funktioniert. Die Klassierung der Coiffeure, Restaurants, Mode- und Warenhäuser, Tourismusunternehmen und so weiter als angeblich «weniger relevante Wirtschaftsakteure» führte zur Zwangsschliessung – gerechtfertigt oder nicht. Dagegen liefen «ungefährliche» Betriebe wie Supermärkte und der ÖV weiter. Doch die geschlossenen Betriebe zahlen zusammen enorme Summen an Löhnen, AHV, BVG und Mehrwertsteuern. Die saftige Rechnung dafür wird dem Bund in Form von Arbeitslosengeldern, Verlusten auf Notkrediten und tieferen Steuereinnahmen präsentiert werden. Damit sie anschliessend von der privaten Wirtschaft bezahlt werden kann. *Hermann Hess, Amriswil*



«Überwachungsstaat à la Chinoise».

Im Nachhinein sind wir alle gescheitert. Der Bundesrat hat es mit dem Shutdown sicher gut gemeint, nur stimmt auch hier die Volksweisheit: Gut gemeint ist das Gegenteil von gut. Was wir aber aus dem Debakel lernen müssen, ist, dass die Macht des Bundesrats umgehend zu begrenzen ist. Konkret wünsche ich mir eine Notrechts-Initiative, welche von allen Parteien getragen wird. Inhalt: Notrecht erfordert erstens eine Dreiviertelmehrheit des Parlaments, zweitens ist sie zeitlich auf maximal vier Wochen limitiert, und drittens benötigt jede Verlängerung erneut eine Dreiviertelmehrheit mit gleichen Rahmenbedingungen. Diese Notrechts-Initiative wird auch das Demokratieverständnis aller Parteien aufdecken. *Heinrich Vettiger, Wetzikon*

Bei der Güterabwägung hatte der Bundesrat eine Art Tunnelblick. Mit den angeordneten Massnahmen werden die schwerwiegenden Auswirkungen auf die Wirtschaft und andere Lebensbereiche nicht verhindert, sondern im Gegenteil erst ausgelöst. Man wird sehen, was uns Steuerzahler diese Fehleinschätzung noch kosten wird. *Hansjürg Fitzi, Amden*

Die Stärke unseres freiheitlichen Landes liegt darin, dass nicht der Staat, sondern der einzelne Bürger darüber befinden kann, welche Chancen er nutzen und welche Risiken er selber tragen will. *Heinz Kyburz, Meilen*

Übertriebene Angst macht aus einem selbstbewussten Staatsbürger einen unmündigen Untertan. Gerade im Umgang mit unbekanntem

Viren, unsichtbar und gefährlich, entsteht eine kollektive Urangst. Seit über drei Millionen Jahren ist der Mensch ein exzellenter Überlebenskünstler. Der Ursprung allen Lebens basiert auf Mikroorganismen. Solange wir als Spezies existieren, müssen wir, ob wir wollen oder nicht, mit unzähligen Viren leben. Im Laufe unserer Evolution haben wir schon zahlreiche Pandemien überlebt, unser Wissen, unsere Intelligenz, unsere Strategien im Umgang mit alten und neuen Krankheiten entwickeln sich auch dynamisch.

Raffaele Ferdinando Schacher, Rorschach

Diese Corona-Pandemie ist die politisch korrekteste Pandemie, die es je gegeben hat. Ich warte auf das kleine Mädchen (nicht Greta), das uns sagt, dass dieser Kaiser keine Kleider trägt. *Bernhard Bossard, Niederdorf*

Keine Sonderrolle

Nr. 17 – «Der Ungläubige»; Peter Keller über Papst Franziskus

Keine Kirche kann bei weltlichen Beschlüssen eine Sonderrolle einnehmen, auch wenn es weh tut. Das hat mit Vernunft zu tun und steht übrigens auch so in der Bibel. Sämtliche Vereine, Open-Air- und Sportveranstalter müssen sich zu Recht daran halten. Ein derart brutales Virus, das vor allem für ältere Menschen tragisch sein kann, hält sich nicht an Gebete und fromme Worte! *Peter H. Kuhn, Regensdorf-Adlikon*

Der Glaube der ersten Nachfolger von Jesus war eine tiefe innere Herzensangelegenheit. Und dies ohne all diesen religiösen Schnickschnack, wie ihn die katholische Kirche seit Jahrhunderten anbietet. Infolgedessen können wir nicht nur auf Franziskus, sondern überhaupt auf das ganze Papsttum verzichten. *Urs-Heinz Naegeli, Schiers*

Dem Papst gegenüber habe ich volles Verständnis, dass er in der jetzigen Situation die obrigkeitlichen Vorschriften befolgt, wobei er gewisse christliche Grundsätze als leider nicht befolgbar erachtet. Was würde der Kritiker wohl schreiben, wenn sich der Papst den offiziellen Richtlinien widersetzt und dadurch die Verbreitung des Coronavirus gefördert würde und noch mehr Menschen erkrankten und eventuell daran sterben müssten?

René M. Levkowitz, Forch/Maur

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Über nicht publizierte Leserbriefe kann keine Korrespondenz geführt werden.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Ich merke, dass meine Frau im Corona-Shutdown zusehends in Stress gerät. Wir haben drei kleinere Kinder, zwei davon sind primarschulpflichtig. Unsere Vierzimmerwohnung in der Stadt bietet wenig Auslauf. Ich kann zwar ab und zu ins Büro, bin aber auch öfter zu Hause. Wir hocken alle aufeinander. Meine Frau verzweifelt fast dabei, die beiden Buben bei den Schulaufgaben zu halten. Ausserdem streiten die beiden, wie es halt jüngere Buben tun, am liebsten in der Wohnung. Haben Sie eine Idee, wie wir die beiden Buben dazu bringen, einigermaßen diszipliniert die Aufgaben zu machen und nicht dauernd aufeinander loszugehen? *B.H. Aarau*

Zunächst scheint es hier um Ihre Frau zu gehen. Sie «gerät zusehends in Stress». Ihre Frau «verzweifelt fast dabei, die beiden Buben bei den Schulaufgaben zu halten». Sie möchten, dass vor allem die beiden Buben «diszipliniert die Aufgaben machen» und «nicht dauernd aufeinander losgehen». Drei schulpflichtige Kinder, die den ganzen Tag

mit ihren Eltern in der Wohnung sind – das ist keine einfache Situation. Aber man kann sie meistern. Ihre Frau scheint die Streitereien und die mangelnde Disziplin bei den Hausaufgaben nicht mehr zu ertragen. Sie muss also entlastet werden. Nehmen Sie Ihre Frau etwas aus dem häuslichen Betrieb und Chaos heraus, versuchen Sie, ihr gut zuzusprechen, und ermöglichen Sie es, dass sie allein stunden- oder tageweise irgendwo hingehen kann. Gönnen Sie ihr einen einsamen Spaziergang in der Natur oder etwas Zeit für sich mit einem Buch, einem Film oder etwas, was sie gerne tut. Ein Bekannter, der sich in der gleichen Situation befand, schenkte seiner Frau ein Tausend-Teile-Puzzle. Das habe sie sehr entspannt.

Natürlich wird die Mutter zuerst glauben, dass es ohne sie nicht geht. Versuchen Sie, ihr zu erklären, dass man die Kinder ruhig streiten lassen kann und erst einschreiten muss, wenn's allzu strub wird. Und wenn die Hausaufgaben nicht so gemacht werden, wie es sein sollte, dann geht die Welt auch nicht unter, und aus den Kindern kann trotzdem noch etwas werden.

Dass Sie jetzt etwas gefordert sind, liegt auf der Hand. Schwierigkeiten sind oft schwer zu ertragen, weil man die Situation als schlimmer empfindet, als sie tatsächlich ist. Darum sollten Sie die Unvollkommenheit dieses Zusammenlebens nicht als zu tragisch erachten. Es ist der Normalfall.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

DIE WELTWOCH

Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.



Mit Bildern
und
Illustrationen

Ausweitung der Regierungszone

Bundesrat und Verwaltung bauen in der Coronakrise ihre Macht aus. Der oberste Bundesjurist Martin Dumermuth hält das für rechtens.

Von Katharina Fontana

Die Besinnung auf die liberal demokratischen Grundlagen der Schweiz und deren ausdrückliche Betonung ist in diesen Tagen der wachsenden Staatsgewalt auch sehr notwendig. Möge der Schweizer in den Wirrnissen unserer Zeit den festen Rückhalt an seinem Staatsprinzip nicht verlieren.

Zaccaria Giacometti

Das Parlament ist wieder da. Diese Woche hat es in Bern eine ausserordentliche Session abgehalten, um über die Corona-Pandemie und einen schwindelerregend hohen Milliardenseggen für Kinderkrippen, Mieter und Fluggesellschaften zu beraten. Damit sich die Ratsmitglieder nicht zu nahe kommen, tagte man nicht wie üblich im Parlamentsgebäude, sondern in einem charmerfreien Messegebäude der Bernexpo. Doch egal, das Parlament hätte sich auch in einer Turnhalle oder auf einem Campingplatz treffen können: Es war erfreulich, die Volksvertreter wieder versammelt zu sehen. Denn der Abschied im März, als unter den Ratsmitgliedern Panikstimmung herrschte und die Frühlingssession abgebrochen wurde, war ausgesprochen brüsk ausgefallen. Beim einen oder andern Politiker scheint in den letzten Wochen die Einsicht gereift zu sein, dass das eidgenössische Parlament mit diesem «Rette sich, wer kann»-Vorgehen keinen guten Eindruck gemacht hat.

«Not kennt kein Gebot»

Seit Mitte März ist der Bundesrat sozusagen allein zu Hause. Er steuert das Land durch die Seuchenzeit und tut dies mit grossem Selbstbewusstsein: Er beschneidet die Grundrechte massiv, suspendiert die politischen Rechte, entscheidet über die wirtschaftliche Existenz von Tausenden Betrieben und über die berufliche Zukunft von Hunderttausenden Erwerbstätigen. Denn schliesslich befinden wir uns wegen der Corona-Pandemie in einer ausserordentlichen Lage, und da braucht es ausserordentliche Massnahmen. Not kennt kein Gebot, heisst es. Doch stimmt das?

Die Schweizer Bundesverfassung erlaubt in Notlagen zwar viel, aber nicht alles. «Not kennt kein Gebot», steht nicht darin, den Begriff «Notrecht» benutzt sie nicht, einen Freipass gibt sie niemandem, auch nicht dem Bundesrat. Die Regierung darf befristete Verordnungen erlassen, um der Lage Herr zu wer-

den, so formuliert es Artikel 185 Absatz 3. Blickt man zurück auf den Februar und den März, als in der Schweiz die ersten Infektionen bekannt wurden und die Fallzahlen stiegen, als man keine grosse Ahnung hatte, wie viele Leben durch das Coronavirus gefährdet und ob die Spitäler dem (später weitgehend ausgebliebenen) Ansturm von Patienten gewachsen sein würden, lag eine solche Bedrohungslage nach überwiegender Auffassung vor. Die Landesregierung durfte also Artikel 185 Absatz 3 anrufen und schnell eingreifen. Eine andere Frage ist, ob sie in der Folge nicht zu weit gegangen ist und die Grenzen des Zulässigen überschritt.

Wer jetzt kleinkrämerische Kritik am Bundesrat übe, habe den Ernst der Lage nicht verstanden, wird eingewendet. Wer wolle schon von einer Seuche hinweggerafft werden, nur weil gewisse Bedenkensträger nicht mit jedem Komma des bundesrätlichen Diktats einverstanden seien. Das kann man so sehen, nur lässt diese Sicht nicht gerade grosses geschichtliches Bewusstsein erkennen. Denn die Historie zeigt, dass selbst in einer gestandenen Demokratie wie der Schweiz Volk und Parlament ihre Rechte schnell verlieren kön-



Verteidiger der Institutionen: Staatsrechtsprofessor Kley.



«Das ist der falsche Streit»: Amtsdirektor Dumermuth.

nen und man deshalb sehr wohl aufpassen muss, wie sich die Behörden in einer – echten oder vermeintlichen – Notlage verhalten. Denn sind die institutionellen Gewichte erst einmal verschoben, die Pflöcke neu eingeschlagen, ist das nur schwer rückgängig zu machen.

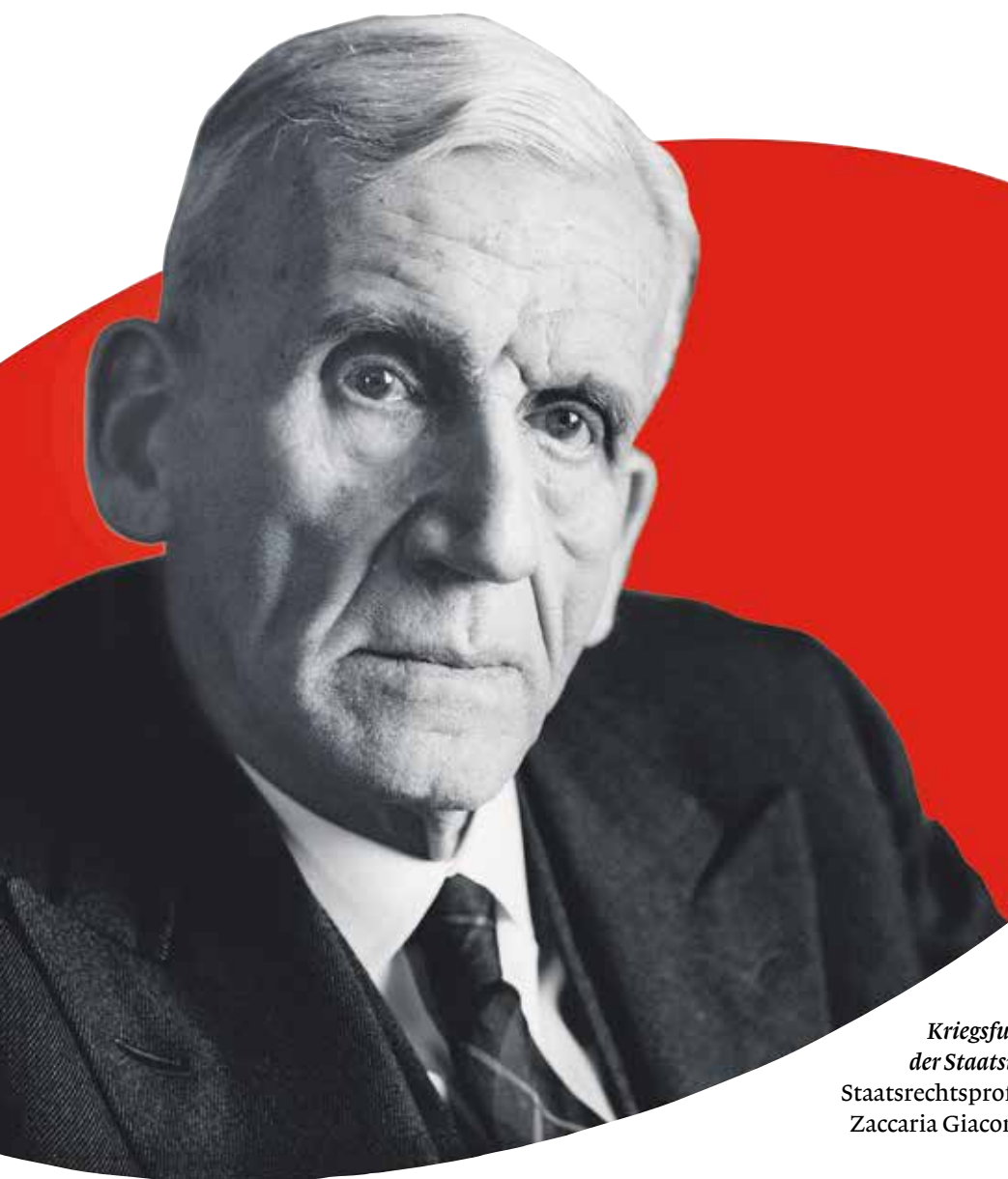
Keiner wusste das besser als der eingangs zitierte Zaccaria Giacometti. Der Staatsrechtsprofessor aus dem Bergell lehrte in der Zeit des Zweiten Weltkriegs an der Universität Zürich

und musste mit ansehen, wie sich die Schweiz mehr und mehr zum Exekutivstaat mit einem übermächtigen Bundesrat wandelte. Die Landesregierung nutzte die umfassenden Vollmachten, die ihr das Parlament erteilt hatte, weidlich aus. Sie erliess Hunderte Notverordnungen, die weit in den Alltag der Bevölkerung eingriffen. Und sie fand derart Gefallen an dieser Art des Regierens, dass sie auch nach dem Krieg damit fortfahren und auf die Mitsprache von Parlament und Volk verzichten wollte. Giacometti stand auf Kriegsfuss mit der Staatsräson, er übte vehemente Kritik am Notrechtsregime und bezeichnete dieses als undemokratisch und illegal. Doch die Obrigkeit zeigte sich widerspenstig: Das Volk musste 1949 die Rückkehr zur Demokratie mit einer Volksinitiative erzwingen. Man weiss nicht, wie die Schweiz heute aussehen würde, wenn sich das Volk seine Befugnisse nicht zurückgeholt hätte – vielleicht wäre Giacomettis Befürchtung von einem totalitären Exekutivstaat wahr geworden.

Zurück zur Gegenwart: Die Situation, in der wir uns derzeit befinden, ist nicht dieselbe wie beim Vollmachtenregime. Das Parlament hat den Bundesrat nicht ermächtigt, das Land nach freiem Belieben zu regieren. Wir befinden uns nicht im Krieg (auch wenn dieses Bild im Kampf gegen das Coronavirus gerne verwendet wird) und auch nicht im Staatsnotstand. Es gibt kein Notrecht im eigentlichen, strengen Sinn, die Verfassung gilt weiterhin, auch für die Landesregierung. Allein, und das ist der springende Punkt: Sie hält sich nicht immer daran.

Gelten die Gesetze?

Der Zürcher Staatsrechtsprofessor Andreas Kley, wie Giacometti ein leidenschaftlicher Verteidiger der schweizerischen Institutionen, wirft dem Bundesrat vor, in der Corona-



*Auf
Kriegsfuss mit
der Staatsräson:*
Staatsrechtsprofessor
Zaccaria Giacometti.

Krise die Verfassung zu brechen (*Weltwoche* Nr. 18/20). Die Regierung beschränke sich nicht darauf, die Seuche als solche zu bekämpfen – was sie, gestützt auf das Epidemien-gesetz, tun dürfe –, sondern greife weit darüber hinaus. Kley spricht damit einen Punkt an, der in der Staatsrechtslehre hochumstritten ist: Ist der Bundesrat, wenn er Artikel 185 Absatz 3 BV anruft, an die bestehenden Gesetze gebunden? Oder darf er dagegen verstossen? Die Verfassung selber, das kann man in den Materialien nachlesen, erlaubt dem Bundesrat einzig, in Notlagen gesetzesvertretende und gesetzes-ergänzende Verordnungen zu erlassen, nicht aber, Gesetze abzuändern.

Wie kommt es also, dass der Bundesrat in mehreren seiner Covid-19-Verordnungen – etwa in den Bereichen Justiz, Volksrechte, Miete, Sozialversicherungen – von bestehenden Bundesgesetzen abweicht? Wie ist das möglich, wenn die Verfassung solches ausschliesst? Das fragen wir Martin Dumermuth, Direktor des Bundesamts für Justiz und sozusagen der oberste Jurist im Bunde. Dumermuth hält die Kontroverse über die Gesetzesbindung von Notverordnungen für etwas theoretisch. «Das ist der falsche Streit», meint er. In der Praxis sei nämlich oft nicht klar, ob

man mit einer Verordnung das Gesetz ergänze oder es abändere. So habe man beispielsweise in Abweichung vom Gesetzestext eine virtuelle oder schriftliche Beteiligung an der Generalversammlung vorgesehen. «Ist diese Regelung deswegen gesetzesderogierend? Ist es nicht eher so, dass der Bundesrat hier eine Lücke füllt, weil der Gesetzgeber nicht an diese ausserordentliche Lage gedacht hat? Wollte der

Allein, und das ist der entscheidende Punkt: Es ist nicht im Sinne der Verfassung.

Gesetzgeber tatsächlich, dass beispielsweise Aktiengesellschaften, die dringend auf eine Kapitalerhöhung angewiesen sind, diese in Notlagen nicht beschliessen könnten?»

Der Gesetzgeber, so Dumermuth, legiferiere in der Regel für die Normalität und nicht für unabsehbare Notlagen. «Formal mögen gewisse Punkte der Covid-19-Verordnungen vom Gesetz abweichen, materiell tun wir aber nichts anderes, als eine vom Gesetzgeber nicht vorausgesehene Unvollständigkeit zu regeln. Das ist ergänzend und nicht abweichend. Dabei ist klar, dass sich der Bundesrat über die

grundlegenden Wertvorstellungen des Gesetzes nicht hinwegsetzen darf – dort liegt die Grenze des Notrechts.»

Drohender Rechtszerfall

Die Sorge, dass es zu einer Machtverlagerung an die Exekutive komme, versteht Dumermuth zwar, doch: «Niemand sonst als der Bundesrat konnte diese Aufgabe in den letzten Wochen wahrnehmen. Man darf nicht vergessen, dass das Parlament im März die Frühlings-sessi-on abgebrochen hat und von einem Tag auf den anderen nicht mehr da war. Kommt hinzu, dass viele der wirtschaftlichen Probleme, die wir mit den Notverordnungen lösen, ja erst durch die notwendigen bundesrätlichen Interventionen des Lockdowns entstanden sind. Wäre es richtig gewesen, die Wirtschaft nicht zu unterstützen, weil diese Befugnis des Bundesrates teils bestritten wird und das Parlament noch nicht wieder auf dem Posten war?» Das tönt sehr vernünftig, bedeutet aber im Klartext: Die Regierung entscheidet eigenmächtig, ob sie sich in Notlagen an Gesetze halten will oder nicht. Das ist natürlich praktisch für die Exekutive und bequem für das Parlament, das die ganze Arbeit dem Bundesrat überlassen kann. Dieses Vorgehen mag teilweise auch politisch sinnvoll sein.

Allein, und das ist der entscheidende Punkt: Es ist nicht im Sinne der Verfassung. Auch dazu ein Zitat von Giacometti: «Wo juristische Erwägungen und politische Zweckmässigkeitserwägungen durcheinander geworfen werden und das strenge rechtsstaatliche Denken mit Formalismus abgetan wird, da beginnt der Rechtszerfall.» Oder anders gesagt: Auch im Staatsrecht sollte man rechtlich denken und nicht die politische Notwendigkeit über die Rechtmässigkeit stellen. Sonst kann man künftig in jeder schwierigen Situation – sei dies eine zweite Infektionswelle oder ein langer Hitzesommer – das Heft dem Bundesrat in die Hand drücken und ihn walten lassen. Dann aber hat man, um mit Giacometti zu sprechen, den festen Rückhalt am schweizerischen Staatsprinzip verloren. ○



*«Auch aus Steinen,
die dir in den Weg gelegt werden,
kannst du etwas Schönes bauen.»*

«Gefährliche Verführungen»

Medizinprofessor Sucharit Bhakdi ist der namhafteste Kritiker des Shutdowns in Deutschland. Auch von der Schweiz ist er enttäuscht. Sie gehe nicht mehr eigenwillig ihren Weg wie früher, sagt der Diplomatensohn, der seine Kindheit in Bern verbrachte. *Von Erik Ebnetter*

Sucharit Bhakdi ist ein Phänomen der neuen Zeit, obwohl er schon 73 Jahre alt ist. Seit einhalb Monaten unterhält er einen Youtube-Kanal und erreicht damit ein Millionenpublikum. Bei vielen Journalisten sorgen seine Videos für Unbehagen. Im öffentlich-rechtlichen Fernsehen schafft er es höchstens in die Rubrik «Faktencheck».

Mit buddhistischer Sanftmut kritisiert Bhakdi, ein gebürtiger Thailänder, die Shutdown-Politik der Regierungen. Sein Deutsch ist akzentfrei und druckreif, obschon er die Sprache erst als Jugendlicher erlernte. Wenn er einen offenen Brief an die deutsche Kanzlerin Angela Merkel verliert, wirkt er wie ein *elder statesman*. Nie fällt er aus der Rolle.

Als emeritierter Professor für medizinische Mikrobiologie kann Bhakdi in der Corona-Debatte mit der Autorität eines Experten auftreten. Umso kunstvoller sind die Verrenkungen, die mancherorts zu beobachten sind, wenn die Sprache auf seine akademischen Meriten kommt. Der Bayerische Rundfunk schreibt über Bhakdi: «Er wird zwar immer wieder zitiert, aber es gibt viele andere Forscher, die genauso viel oder mehr Resonanz erfahren als er.» Der Südwestrundfunk weiss über seine Malaria- und Dengueforschung zu berichten: «Das sind zwar auch Infektionskrankheiten, aber wissenschaftlich betrachtet ist es eine ganz andere, weit entfernte Sache.»

Bhakdi selber sagt im Telefongespräch mit der *Weltwoche*: «Ich staune, mit welcher Selbstverständlichkeit die Journalisten meine Arbeiten abqualifizieren, als verstünden sie etwas davon.» Allzu sehr scheint ihn die Kritik aber nicht zu beeindrucken: «Wissen Sie, die meisten Reaktionen, die ich auf meine Videos erhalte, sind positiv, auch aus der Fachwelt.»

Empfehlung von Wirtschaftsführer

Tatsächlich kommt Bhakdi mit seiner ruhigen, doch entschiedenen Art beim Publikum gut an. Zuletzt gab er dem österreichischen Privatfernseher Servus-TV ein einstündiges Interview. Der CEO eines SMI-Unternehmens verschickte per Mail den Link zur Sendung mit den besten Empfehlungen. Bhakdi fesselt offenbar auch Wirtschaftsführer, die genug anderes zu tun haben, als lange Talkshows zu schauen.



Wissenschaftler Bhakdi.

Grösste medizinische Gefahr der Krise? Die allgemeine Impfpflicht.

Ob in den eigenen Videos oder in den Gesprächen mit Aussenseitermedien wie Ken FM oder Punkt.Preradovic – seine Botschaften sind stets dieselben: Die Fallzahlen seien verzerrt; es werde nicht unterschieden, ob ein Toter an oder mit dem Coronavirus verschieden sei; Covid-19 sei keine gemeingefährliche Krankheit; der Shutdown bringe nichts; es genüge, sich an Distanz- und Hygieneregeln zu halten; einzig die Risikogruppen müssten geschützt werden – kurz: Die Politik beschliesse auf der Basis mangelhafter Daten sinnlose Massnahmen.

Nun sehen das längst nicht alle Wissenschaftler so. In Deutschland, wo Bhakdi lebt, ist es vor allem der Virologe Christian Drosten, der mit seiner Expertise den Kurs der Regierung stützt. Bhakdi verliert im Gespräch mit der *Weltwoche* kein schlechtes Wort über den Kollegen, auch wenn er andernorts schon zu verstehen gab, dass er Drosten für einen Arzt ohne grosse Erfahrung im Umgang mit Patienten hält.

Lehrer Walter Siegenthaler

Die einzigen Personen, die er namentlich kritisiert, sind der deutsche Gesundheitsminister Jens Spahn sowie Lothar Wieler, der Chef der deutschen Bundesbehörde für Infektionskrankheiten (Robert-Koch-Institut). Auf die Frage, ob er eine Antwort auf seinen Brief an die Kanzlerin erhalten habe, lacht Bhakdi: «Wieso sollten sich die Politiker mit mir unterhalten wollen? Ich habe nicht den Eindruck, dass Leute wie Spahn oder Wieler an Widerspruch interessiert sind.»

In höchsten Tönen spricht er dagegen vom Mediziner John Ioannidis, der seine praktische Ausbildung in Harvard machte, heute in Stanford lehrt und vor allem mit Methoden-

kritik internationale Bekanntheit erlangte. Kürzlich veröffentlichte Ioannidis eine Studie, laut der Covid-19 etwa so gefährlich sei wie die Grippe. Bhakdi sieht sich durch das Ergebnis in seiner Analyse bestätigt.

Enttäuscht zeigt er sich von der Schweiz: «In dieser Krise ist Schweden der kluge Aussenseiter, der beharrlich seinen eigenen Weg geht. Das war immer die Rolle der Schweiz.» Bhakdi kennt das Land aus früher Kindheit, als sein Vater thailändischer Botschafter in Bern war. Deutsch lernte er aber erst in Deutschland, wohin er zum Studium kam, nach weiteren Stationen in Thailand und Ägypten. Geboren wurde er in Washington. Er ist ein Kind weitgereister Eltern und bezeichnet Englisch als seine erste Sprache.

Die Mutter, die an der Johns-Hopkins-Universität in Baltimore studiert hatte, begeisterte ihn früh für Medizin. «Sie war eine hervorragende Ärztin», sagt Bhakdi. Er selber schrieb sich an der Universität Bonn ein, wo seinerzeit der Schweizer Walter Siegenthaler lehrte. Eine Zeitlang arbeitete Bhakdi als dessen Privatassistent; rückblickend nennt er ihn «einen der bedeutendsten Internisten Europas». Wenn er über prägende Figuren seines Lebens spricht, kann er, der jetzt als Kritiker bekannt wird, ausgiebig loben.

Grösste Leistung seiner Laufbahn

Seine Karriere führte ihn über Freiburg, Kopenhagen und Giessen an die Universität Mainz. Als seine grösste Leistung beurteilt Bhakdi jedoch keine seiner Forschungsarbeiten, für die er mehrfach ausgezeichnet wurde, sondern eine Untersuchung am Mainzer Universitätsklinikum. Im August 2010 starben dort drei frühgeborene Babys, weil sie verunreinigte Nährlösung verabreicht bekommen hatten. Bhakdi konnte nachweisen, dass die Spitalapotheke sauber gearbeitet hatte und die Verunreinigungen vom Transport herstammten. Andernfalls, so gibt er sich heute überzeugt, würde es die Klinik in ihrer jetzigen Form nicht mehr geben.

Vor acht Jahren ging Bhakdi in Pension. Inzwischen lebt er in Kiel, wo seine deutlich jüngere Frau an der Universität eine Professur für Dermatologie und Allergologie bekleidet. 2016 veröffentlichte er mit ihr ein populärwissenschaftliches Buch: «Schreckgespenst Infektionen: Mythen, Wahn und Wirklichkeit».

Die Skepsis, die im Titel durchscheint, kennzeichnet Bhakdis öffentliches Wirken seit lan-



«Alles, was gigantische Formen annimmt, kann imponieren. Auch die Dummheit.»

gem. So warnte er einst vor dem «BSE-Wahnsinn» und beurteilte später die Angst vor Sars oder der Schweinegrippe als unbegründet. Auch die Gefahr eines Terroranschlags mit Biowaffen, wie sie nach den Attentaten vom 11. September 2001 diskutiert wurde, hielt er für übertrieben. Bhakdi beriet damals den rheinland-pfälzischen Ministerpräsidenten Kurt Beck (SPD) und organisierte in Mainz ein zweitägiges Symposium, wo Wissenschaftler und Politiker miteinander diskutierten und Fragen der Bevölkerung beantworteten. Für Leistungen in Lehre, Forschung und Öffentlichkeitsarbeit erhielt er den Verdienstorden des Landes Rheinland-Pfalz.

Einmal im Mittelpunkt

Er selber bezeichnet sich als politisch unabhängig. Um seinen gegenwärtigen Forderungen mehr Durchschlagskraft zu verleihen, vernetzt er sich mit anderen regierungskritischen Wissenschaftlern, darunter dem Ökonomen Stefan Homburg. Bald soll ein Verein entstehen, der die gemeinsamen Botschaften in die Öffentlichkeit trägt.

Auf die Frage, weshalb so viele Mediziner die Massnahmen der Regierung unterstützen wür-

den, wo sie doch seiner Meinung nach nichts brächten, erwidert Bhakdi: «Eitelkeit und Gier sind die gefährlichsten Verführungen.» Es gefalle vielen Wissenschaftlern, für einmal im Mittelpunkt zu stehen, zudem lasse sich mit der Pandemie gutes Geld verdienen.

Als grösste medizinische Gefahr der gegenwärtigen Krise nennt er eine allgemeine Impfpflicht gegen Covid-19. Es sei anzunehmen, dass der Impfstoff vorher nicht richtig getestet, sondern im Schnellverfahren zugelassen würde.

Eine Impfpflicht könnte aber auch politische Folgen haben. «Was ist, wenn ich ohne Immunitätsnachweis nicht mehr voll am öffentlichen Leben teilhaben darf?», fragt Bhakdi. Es bestehe die Gefahr, dass Grundrechte für lange Zeit eingeschränkt würden. «Ich komme aus Thailand, einem Land, wo die Freiheit kein selbstverständliches Gut ist wie im Westen. Ich will sie hier nicht auch noch verlieren.»

Letzte Frage des einstündigen Gesprächs: Würde er, trüge er die politische Verantwortung, das öffentliche Leben tatsächlich ohne grössere Einschränkungen sofort wieder hochfahren?

«Ohne zu zögern», antwortet Bhakdi. ○



Mythen, Wahn und Wirklichkeit.

Justiz

Jetzt muss Strassburg ran

Das Bundesgericht bezeichnet einen Freigesprochenen als Mörder – hält ihn aber für unschuldig.

Das Bundesgericht hat in eigener Sache ein Revisionsbegehren im Fall Erwin Sperisen abgeschmettert. Der einstige Polizeichef von Guatemala wird damit für schuldig befunden, den Kommandanten Javier Figueroa gedeckt zu haben, der sich 2006 an einem Gefängnismassaker beteiligt haben soll. Allerdings wurde Figueroa in derselben Sache in Österreich rechtskräftig freigesprochen. Was gilt nun?

Eine mögliche Erklärung für das widersprüchliche Verdikt liefert die personelle Konstellation. Wie die *Weltwoche* enthüllte, ist die Genfer Bundesrichterin Laura Jacquemoud-Rossari, die als Referentin das Dossier Sperisen faktisch im Alleingang beherrschte, mit dem Genfer Staatsanwalt Yves Bertossa verbandelt. Für Bertossa und die Richter, die seine Machenschaften gedeckt hatten, wäre ein Freispruch in diesem politisch verseuchten Prozess eine Katastrophe gewesen. Reparationszahlungen in Millionenhöhe wären fällig geworden. Zum andern war im letzten Januar in Guatemala eine parlamentarische Untersuchungskommission zum Schluss gelangt, dass die Strafverfolgungen, auf denen der Sperisen-Prozess fusst, vor Willkür nur so strotzen.

Hoffen auf fremde Richter

Doch nach Meinung des Bundesgerichtes hielten sich die Verbandlungen von Jacquemoud-Rossari im branchenüblichen Rahmen. Auf den verheerenden PUK-Bericht aus Guatemala trat es aus formellen Gründen nicht ein. Andererseits legt man Wert darauf, Figueroa nicht als Mörder bezeichnet zu haben: «Aus dem erwähnten Urteil geht nicht hervor, dass er [Figueroa] der Haupturheber der Morde gewesen wäre. Man weiss nicht konkret, welche Befehle er genau erteilt hat.» Für Figueroa gelte die Unschuldsvermutung – offenbar aber nicht für seinen angeblichen Gehilfen Sperisen.

Sperisens Anwälte setzen nun alle Hoffnungen auf Strassburg. Immerhin hat sich der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte nicht nur dem Kampf gegen Willkür verschrieben, Ziel ist auch eine internationale Angleichung der Rechtsprechung. Kann sich die Schweiz einfach über einen Freispruch aus Österreich hinwegsetzen? In Anbetracht all der Verbandlungen am unteren Ende des Genfersees wären fremde Richter für einmal bitter nötig.

Alex Baur



«Sein Alter spricht für ihn»: Jungdiktator Kim Jong Un.

Grösster Fisch im kleinsten Teich

Just da Kim Jong-un die Welt wieder in Atem hält, öffnet eine neue Biografie den Blick in das Reich des erratischen Nordkoreaners. Autorin Jung H. Pak über Kettenraucher Kim, Lego-Spiele im Liebefeld und die kleine Schwester des Diktators, die ihm wie ein mysteriöser Schatten folgt. *Von Urs Gehrig*

Abermals hält Kim Jong Un alle auf Trab. Drei Wochen war der nordkoreanische Diktator verschwunden. Gerüchte kursierten, er könnte an einer verpfuschten Operation gestorben sein. Dann tauchte er letztes Wochenende plötzlich wieder auf. Feierlich durchschnitt er das Einweihungsband einer Düngemittelfabrik und rauchte vor laufender Kamera eine Zigarette.

Das nebulöse Intermezzo erinnert daran, dass sich die Welt trotz Coronavirus nicht komplett verändert hat. Während die Menschheit in den Shutdown steuerte, machte der Jungdiktator die Startrampen klar und testete ein halb Dutzend Raketen.

Mit perfektem Timing dokumentiert die ehemalige CIA-Analystin Jung H. Pak in einer neuen Biografie «Becoming Kim Jong Un» den Aufstieg des Nordkoreaners, von den Lehrjahren im Berner Liebefeld über die Exekution seines Onkels mit Fliegerabwehrwaffen bis zum Showdown um sein Atomwaffenarsenal mit US-Präsident Trump.

Pak, die für ihre Arbeit im Geheimdienst CIA mehrfach ausgezeichnet wurde, hat die amerikanische Korea-Politik während Jahren massgeblich mitgeprägt. Wir erreichen

sie per Telefon in einer Pause zwischen TV-Auftritten in amerikanischen und internationalen Fernsehstationen.

Frau Pak, als leitende CIA-Analystin haben Sie Jahre damit verbracht, Kim Jong Uns Charakter und Macht zu studieren. Was steckt hinter seinem mysteriösen Verschwinden? Leidet er an Covid-19? Oder spielt er einfach nur mit der Welt?

Er wurde schon einmal vermisst. Eine fast dreiwöchige Abwesenheit ist also an und für sich nicht ungewöhnlich. Mit seinem Wiederauftauchen in einer Düngemittelfabrik scheint das Regime zeigen zu wollen, dass alles normal ist – aber das sagt nichts darüber aus, ob er in den letzten Wochen nicht ein Gesundheitsproblem hatte.

Kim Jong Un hat sichtlich an Gewicht zugelegt und ist ein starker Raucher. Seine Frau Ri Sol Ju sagte auf dem Treffen mit Südkoreas Präsidenten in aller Öffentlichkeit: «Ich bitte ihn andauernd, mit dem Rauchen aufzuhören, aber er hört nicht auf mich.» Wie schlecht steht es um seine Gesundheit?

Es ist erstaunlich, wie stark er im Laufe der Jahre an Gewicht zugelegt hat. Ob er einen

Raketentest beobachtet oder einen Kindergarten besucht, immer hat er eine Zigarette in der Hand. Anlässlich des ersten innerkoreanischen Gipfels im April 2018 konnten wir genau sehen, wie sehr ausser Form er war. Als er auf Südkoreas Präsidenten Moon zuing, keuchte er und war ausser Atem. Er schwitzte sehr stark und watschelte wegen seines Gewichts. Aber abgesehen davon spricht sein Alter für ihn. Er ist erst 36 Jahre alt. Wir haben keinen Zugang zu den Ärzten, die ihn betreuen. Aber von aussen betrachtet, ist es offensichtlich, dass es einige gesundheitliche Probleme gibt. Nicht zu reden davon, dass auch sein Vater und sein Grossvater gravierende Gesundheitsprobleme hatten [Beide starben an plötzlichem Herztod, die Red.].

Sein fettleibiger Körper, das Kettenrauchen, der Retro-Haarschnitt – all das gilt im Westen nicht eben als zeitgemäss. Haben diese Attribute in Nordkorea eine andere symbolische Bedeutung?

Ich weiss nicht, ob das Gewicht eine absichtliche Sache ist. Der Haarschnitt mutet eher wie aus den 1920er, 1930er Jahren an. Das scheint ein bewusster Versuch des Regimes zu sein, ihn wie seinen Grossvater Kim Il

Sung aussehen zu lassen. Dasselbe gilt für seine Kleidung. Nordkoreanische Überläufer sprechen immer noch von Kim Il Sung als einer gottähnlichen Gestalt. Es ist eindeutig von Vorteil, wie Kim Il Sung auszusehen, um die Nostalgie dieses charismatischen, sehr onkelhaften Mannes heraufzubeschwören, der durch ganz Nordkorea reiste, um mit den Menschen zusammen zu sein.

Kims Verschwinden löste die Frage nach seiner Nachfolge aus. Dabei fiel prominent der Name seiner jüngeren Schwester Kim Yo Jong. Analysten bestehen jedoch darauf, dass sie als Frau dafür nicht in Frage komme. Ist Nordkorea nicht bereit für eine Diktatorin?

Analysten haben darauf hingewiesen, dass Nordkorea eine sehr patriarchalische Gesellschaft ist und aus diesem Grund niemals eine Frau akzeptieren würde. Meiner Meinung nach ist die Blutsverwandtschaft wichtiger als das Geschlecht. In Nordkorea sind Blutsverwandtschaft und die Reinheit der Rasse von zentraler Bedeutung. Zweitens hat man den Konfuzianismus als Grund dafür angegeben, dass eine Frau niemals das Land führen könnte. Zum Konfuzianismus gehört auch die kindliche Frömmigkeit, die Ahnenverehrung. Das ist etwas, das Kim Yo Jong ebenso hat wie ihr Bruder. Drittens hat sie genauso viel Regierungs- oder Regimeerfahrung wie ihr Bruder. In den letzten sechs Jahren hatte sie Führungspositionen inne, arbeitete sich durch die Bürokratie hoch. Und schliesslich würde ich sagen, dass sich ihr Bruder die Aufwertung ihrer Rolle sehr genau überlegt hat. Ich meine, sie ist überall anzutreffen. Sie ist eindeutig eine verlässliche Vertraute ihres Bruders. Sie befindet sich im Epizentrum der Macht. Ich denke also, solange sie Militär und Sicherheitsapparate kontrollieren kann, hat sie alles, was es für die Führung des Landes braucht. Ich glaube, es wäre ein Fehler, sie nur wegen ihres Geschlechts zu unterschätzen.

Neben seiner Schwester ist Kims Gattin Ri Sol Ju die sichtbarste Frau im öffentlichen Leben Nordkoreas. Modezeitschriften schreiben lobend über ihren «Stil». Sie vergleichen sie mit der Herzogin von Cambridge, Kate Middleton. Einige sehen in dem Paar sogar Parallelen zu John F. Kennedy und seiner glamourösen Frau Jacqueline Kennedy. Wie wichtig ist «Madam» Kim Jong Un?

Kims Jong Uns Vater und Grossvater hatten ihr Privatleben nicht in der Weise zur Schau gestellt, wie es Kim heute tut. Er versucht gezielt, aus seiner Frau ein Idol für das heimische Publikum zu machen. Sie ist hübsch, eine vorbildliche Mutter [Das Paar hat zwei Kinder. Es gibt unbestätigte Berichte über ein drittes Kind, die Red.]. Sie ist eine vorbildliche Ehefrau. Zweitens ist die Inszenierung auf ein internationales Publikum ausgerich-

tet. Seine Ehefrau verleiht Kim Gravität, sie ist der lebende Beweis, dass er nicht bloss ein einsamer, junger Diktator ist. Sie mildert die Aura seiner brutalen Diktatur und erinnert jeden daran, dass er ein Ehemann und Vater ist. Sie rundet ihn ab und gibt ihm die Strahlkraft, die er sich wünscht. Drittens ist sie wichtig aus Gründen der Nachfolge. Dadurch, dass seine Frau eine öffentliche Rolle spielt, gibt er allen anderen zu verstehen: «Macht euch gar nicht erst die Mühe, auf andere Zweige der Kim-Familie zu schauen, denn das wird die Mutter des nächsten Führers sein.» Dies sind die drei Gründe, warum Kim seiner Frau eine so prominente öffentliche Rolle zgedacht hat.



«Es wäre ein Fehler, sie zu unterschätzen»: Schwester Kim Yo Jong.

Sie scheint einen starken Charakter zu haben und scheut sich nicht, den Mund aufzumachen, wie die erwähnte Szene zeigt, als sie sich scherzhaft über Kims Rauchgewohnheiten beklagte.

Das war eine sehr charmante Sache, nicht wahr? Sie trägt damit auf elegante Weise zu Kims Charmeoffensive bei. Sie verleiht ihm menschliche Züge.

Einen wesentlichen Teil seiner Jugend verbrachte er in der Schweiz. Typischerweise besuchen Diplomatenkinder Eliteschulen. Kim hingegen lebte in einem normalen Haus in Bern, besuchte eine öffentliche Schule, Schweizer Kinder spielten bei ihm zu Hause mit Legos und assen Snacks. Was sagt uns das über die nordkoreanische Herrscherfamilie, über seinen Vater, der seine Kinder dem gewöhnlichen Leben aussetzte?

Die Kims schulten ihre Kinder zuerst zu Hause und versuchten, sie zu beschützen. Kim Jong Nam, der ermordete Halbbruder, beklagte sich über die Einsamkeit, und es ist möglich, dass Kim Jong Il seine Kinder ins Ausland schickte, um ihnen Freiheit zu geben – die Freiheit, Kinder zu sein und Freunde zu haben, ohne die Prüfung durch neugierige Augen, die versuchen könnten, Informationen über die Führung zu bekommen. Als Kim Jong Un im Ausland war, hatte

sein Vater Kim Jong Il gerade die Führung übernommen. Nordkorea befand sich in Konfrontation mit den Vereinigten Staaten wegen seines Atomwaffenprogramms, und es gab eine Hungersnot. Es ist möglich, dass er wollte, dass seine Kinder im Ausland frei von all den Intrigen und Konflikten in der Heimat sein sollten.

Wenn wir sehen, wie Kim Raketen testet, sagen wir in der Schweiz scherzhaft: «Unser Nationalfeiertag mit opulenten Feuerwerken muss ihn beeindruckt haben.» Haben Sie in seinem Herrschaftsstil etwas ausfindig gemacht, das Sie seiner Jugend in der Schweiz zuschreiben würden?

Ich habe darauf geachtet, keine allzu grossen Schlüsse aus seinem Aufenthalt in der Schweiz zu ziehen. Es gibt kein Indiz, dass Kim Jong Un jemals die Grundlagen des nordkoreanischen Regimes oder die Art und Weise, wie sein Vater das Land regierte, in Frage gestellt hätte. Kim Jong Un wurde als Nachfolger ausgewählt, weil er wie sein Vater aggressiv und mutig war und weil er seinen Vater so sehr an sich selbst erinnerte. In seiner Kindheit im Ausland war er ein kleiner Fisch in einem grossen Teich. Ja, er hatte teure Spielsachen, Vi-

deospiele und all das. Aber er war nur ein gewöhnliches Kind. In Nordkorea ist er der König. Er ist der grösste Fisch im kleinsten Teich, und das ist etwas, was er wahrscheinlich als erstrebenswert empfand.

Schweizer Klassenkameraden beschreiben Kim als «sehr explosiv». Nachdem er 2011 an die Macht kam, eliminierte er Teile der alten Führungsriege. Er tötete seinen Onkel mit Fliegerabwehrwaffen. Seinen älteren Bruder Kim Jong Nam, mit dem er seine Kindheit in der Schweiz verbracht hatte, liess er öffentlich auf dem Flughafen von Kuala Lumpur ermorden. Wie interpretieren Sie diese Akte roher Brutalität?

Als er an die Macht kam, wurde er von der Welt wegen seiner Jugendlichkeit und Unerfahrenheit verspottet. Die Leute fragten sich, ob er nur eine Marionette sein würde und ob sein Onkel hinter den Kulissen die Fäden ziehe. Das war ganz und gar nicht der Fall. Was er in den ersten paar Jahren tat, war sehr methodisch. Er säuberte das Land von Hunderten von Beamten. Er hatte keine Skrupel, seinen Onkel, seinen Bruder oder hohe Militärbeamte zu eliminieren. Die Art und Weise, wie er es tat, so schnell und früh in seiner Herrschaft und in aller Öffentlichkeit, war dazu bestimmt, jeden Zweifel an seiner Entschlossenheit und Autorität aus-



«Sie verleih ihm menschliche Züge»: mit Gattin Ri Sol Ju.

zuräumen. Seine Botschaft lautete: «Ich bin der Führer, ich kontrolliere euch.» Er begann die Menschen so schnell wie möglich in Angst zu versetzen, um seine Macht zu festigen. Und die ständigen Säuberungen halten die Menschen in Schrecken.

Nach Einschätzung von US-Präsident Trump hat Kim eine radikale Wandlung vom «Little Rocket Man» zu einem ernsthaften «Staatsmann» vollzogen. Nach ihrem ersten Direkttreffen in Singapur im Juni 2018 twitterte er: «Jeder kann sich jetzt viel sicherer fühlen als am Tag meines Amtsantritts. Es gibt keine nukleare Bedrohung mehr durch Nordkorea.» Schätzt Trump die Lage richtig ein?

Es ist heute nicht wahr, und es war auch damals nicht wahr, als der Präsident das getwittert hat. Er hat seitdem die Beziehung an und für sich als Zeichen der Denuklearisierung angepriesen. Die Tatsache, dass Trump und Kim Briefe austauschen und dass sie miteinander telefonieren, ist kein Fortschritt. Es bedeutet nur, dass der Präsident nicht in der Lage war, diese Beziehung sinnvoll oder signifikant weiterzuentwickeln. Kim hat die Verhandlungen abgebrochen. Seit dem zweiten Treffen in Hanoi im Februar 2019 ist nichts Konstruktives mehr passiert. Die Nordkoreaner führen, wie wir erst im März gesehen haben, weiterhin Raketenstarts durch und verletzen dabei die Uno-Sanktionen. Was hat der Präsident getan? Er hat die Augen vor all diesen Raketenstarts und den Drohungen verschlossen.

Würden Sie sagen, dass Kim mit Trump spielt?

Ich habe mich oft gefragt, warum er nicht mehr mit Trump spielt. Warum versucht er nicht, eine Friedenserklärung zu erreichen? Er könnte darauf aufbauen und sagen: «Nun, warum braucht ihr Amerikaner dort Truppen?» Das wäre durchaus möglich gewesen mit diesem Präsidenten, der immer gegen Bündnisse wettet und darauf hinweist, wie teuer sie sind. Kim hätte das ausnutzen können. Ich habe mich oft gefragt, warum er Trump nicht mehr ausgenutzt hat.

Was will Kim? Was ist sein Ziel?

Er will auf Augenhöhe sein mit den Vereinigten Staaten. Und er hat dahingehend

einiges erreicht, in aller Öffentlichkeit bei den beispiellosen Treffen mit dem US-Präsidenten sowie seinen Treffen mit regionalen und globalen Führungspersonlichkeiten. Das war sehr hilfreich für Kims Propagandamaschinerie. Er will, dass man die Sanktionen aufhebt. Dies ist der Grund, weshalb der zweite Gipfel mit Trump in Hanoi im Februar 2019 geplatzt ist. Er war sehr deutlich, dass er die Aufhebung der Sanktionen anstrebe. Ich glaube, er will seine Atomwaffen behalten, aber gleichzeitig will er auch ein wirtschaftlich florierendes Nordkorea haben – aber nur zu seinen Bedingungen. Er will nicht, dass amerikanische Unternehmer ins Land kommen und McDonald's-Filialen oder Starbucks-Geschäfte eröffnen. Ich denke, er will, dass seine Leute einen gewissen Wohlstand erreichen. Er möchte ein Nordkorea des 21. Jahrhunderts mit allen modernen Annehmlichkeiten, aber ich glaube nicht, dass er die Vision oder die Mittel hat, um dies zu erreichen, denn er steckt in dieser Kiste fest, in die sich sein Grossvater, sein Vater und er selbst verkrochen haben. Mit Atomwaffen und der Tatsache, dass seine Macht auf Gulags und Angst und Unterdrückung basiert, kann er nicht überall wirtschaftlichen Wohlstand haben.

Das Hauptziel des Westens ist es, Kim zur Aufgabe seiner Atomwaffen zu bewegen. Doch gewiss hat er genau beobachtet, was Gaddafi widerfuhr, nachdem er sein Arsenal aufgegeben hatte. Atomwaffen sind Kims Lebensversicherung. Warum sollte er jemals auf sie verzichten?

Richtig. Er regiert mittels Angst und Schrecken, und dafür braucht er das Atomwaffenprogramm. Er könnte auch mittels demokratischer Staatsführung regieren, aber er weiss, was das bewirken kann. Er hat während des Arabischen Frühlings die Macht übernommen. Sie können sich vorstellen, was ihm durch den Kopf ging, als er sah, wie die Protestwellen gewöhnlicher Bürger einige Diktatoren gestürzt haben. Genau das passiert, wenn man nicht stark genug ist. Bist du als Diktator nicht brutal genug, steht dein Überleben auf dem Spiel.



Jung H. Pak ist Senior Fellow an der amerikanischen Denkfabrik Brookings Institution in Washington, D. C. Im Präsidentschaftswahlkampf 2020 berät Pak auf informeller Basis die Kampagne von Joe Biden.



Jung H. Pak: Becoming Kim Jong Un. Ballantine Books. 336 S., Fr. 35.90

Das Originalinterview in Englisch auf www.weltwoche.ch/International



Inside Washington

Neuer kalter Krieg

Republikaner-Falken trommeln gegen China. Und Biden schlägt sich in die Brust.

Zwischen den USA und China braut sich ein kalter Krieg zusammen. Republikanische Gesetzgeber wetzen ihre Waffen, um das kommunistische Regime für dessen finstere Pläne und tödliche Doppeltzungigkeit zu bestrafen. Eine kürzlich veröffentlichte Umfrage des Pew Research Center kommt zu dem Ergebnis, dass infolge der Covid-19-Krise «etwa zwei Drittel [der amerikanischen Öffentlichkeit, d. Red.] angeben, sie sähen China in negativem Licht [. . .], fast 20 Prozent mehr als zu Beginn der Trump-Ära».

Am Montag forderte ein Team von Republikanern im Kongress Einsicht in die Regierungsakten über Chinas berüchtigte «Konfuzius-Institute» – chinesische akademische Programme, die laut Berichten an über hundert amerikanischen Colleges betrieben werden. Die Falken auf dem Capitol Hill werfen den angeblichen Kulturaustauschprogrammen vor, sie seien «ein Sammelbecken für chinesische Geheimdienste» und ein Türöffner für Indoktrination.

Derweil schlägt der republikanische Kongressabgeordnete Matt Gaetz aus Florida Alarm, weil von Chinesen hergestellte Drohnen von der örtlichen Polizei eingesetzt werden, um US-Bürger zu überwachen. Das chinesische Unternehmen Da-Jiang Innovations hat seine Technologie Gesetzeshütern an 43 Orten im Land zur Verfügung gestellt.

Angesichts der düsteren Stimmung behauptet der Präsidentschaftsanwärter der Demokraten, Joe Biden, seine Erfahrung in den aussenpolitischen Schützengräben mache ihn zum «tafferen» Kontrahenten der Chinesen als Präsident Trump. Kritiker erinnern daran, dass der ehemalige Vizepräsident noch letzten Sommer in Iowa sagte: «China will unser Mittagessen wegfressen? Komm schon, Mann ... Das sind keine schlechten Leute ... sie sind keine Konkurrenz für uns.» Schreckliche Worte, die Biden vielleicht vergessen hat. *Amy Holmes*

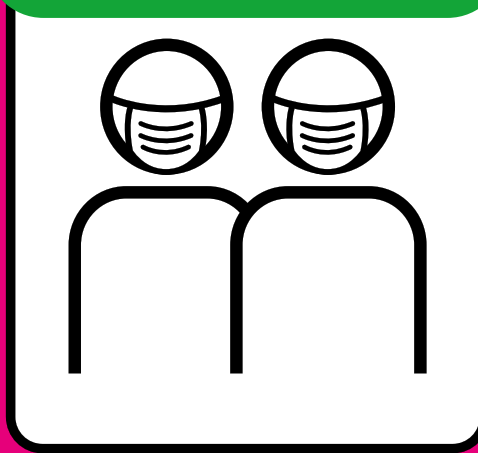
SO SCHÜTZEN WIR UNS.



Abstand halten.



Empfehlung: Maske tragen, wenn
Abstandhalten nicht möglich ist.



Falls möglich weiter im
Homeoffice arbeiten.



WEITERHIN WICHTIG:



Gründlich
Hände waschen.



Hände schütteln
vermeiden.



In Taschentuch
oder Armbeuge
husten und niesen.



Bei Symptomen
zuhause bleiben.



Nur nach telefoni-
scher Anmeldung
in Arztpraxis oder
Notfallstation.

www.bag-coronavirus.ch



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Swiss Confederation

Bundesamt für Gesundheit BAG
Office fédéral de la santé publique OFSP
Ufficio federale della sanità pubblica UFSP
Uffizi federal da sanadad publica UFSP



Scan for translation

Eine interessante Wendung

Die Zürcher Ökonomin Dina Pomeranz vertritt eine Volkswirtschaftslehre der jungen Generation, die sich vor allem mit der Frage «Wie ist es?» befasst und weniger mit der Frage «Wie sollte es sein?». Was bedeutet das für die Politik? Von Beat Gygi

Knapp drei Jahre ist es her, dass Dina Pomeranz aus den USA in die Schweiz zurückgekehrt ist und an der Universität Zürich ihre Stelle als Assistenzprofessorin für Ökonomie angetreten hat. Sie hat rasch viel daraus gemacht. Im vergangenen Jahr lag sie als Newcomerin auf der NZZ-FAZ-Rangliste der einflussreichsten Ökonominen und Ökonomen in der Schweiz an dreizehnter Stelle. In sozialen Medien trat sie noch prominenter in Erscheinung, vor allem mit Spitzenpositionen auf Twitter. Da mischt sie in Diskussionen über Sozialhilfe, Arbeitslosigkeit, Medienpolitik oder Personenfreizügigkeit unmittelbar in der Aktualität mit, als Akademikerin in direktem Pingpong mit Politikern und Medienleuten. Das gibt ein gutes Gefühl, oder?

«Rankings in der Wissenschaft finde ich eine zwiespältige Sache», sagt Dina Pomeranz im Gespräch via Bildschirm, «damit macht man die Forschung zu einer Art Sport, aber unsere Arbeit ist anders gelagert, sie soll eigentlich dazu beitragen, die Welt besser zu verstehen.» Klar, es sei wichtig, Erkenntnisse aus der Forschung so wirksam wie möglich ins Publikum zu bringen, und Rankings böten auch immer Gelegenheit, um wirtschaftliche Themen breiter ins Gespräch zu bringen. Dennoch entsprächen Ranglisten mit einzelnen Heldenfiguren nicht der Natur ihrer Arbeit. «Wenn schon, ist es ein Team sport und nicht ein Einzelwettkampf», meint sie.

Fragen der Weltanschauung

Aber auch aus dieser Sicht ist sie bestens positioniert. Sie kam Mitte 2017 aus Harvard ans Department of Economics der Universität Zürich, das zu den grössten und renommiertesten wirtschaftswissenschaftlichen Instituten Europas zählt – auch dank früheren Spitzenleistungen der Ökonomen Bruno S. Frey sowie Ernst Fehr, der zudem 2010 von der UBS eine 100-Millionen-Spende erlangen konnte und den auf 35 Professorenstellen angewachsenen Zürcher Kraftapparat mit dem UBS Center for Economics in Society aufbaute. Auch zur Politik hat Pomeranz eine Verbindung geknüpft; als Mitglied der Beratenden Kommission für Internationale Zusammenarbeit des Aussendepartements erläutert sie Politikern in Bern etwa Fragen zur Entwicklungszusammenarbeit.



Näher beim relevanten Leben: Ökonomin Pomeranz.

Entwicklungsökonomie ist ihr Hauptgebiet, und zwar aus Mikrosicht. Also nicht Länderdaten wie das Bruttosozialprodukt oder Exportquoten stehen im Fokus, sondern die Verhältnisse und Anreize der einzelnen Menschen und deren Verhalten, etwa in Ecuador, Kenia oder Ghana: Wie verändert man das Sparverhalten, was bedeuten Mikrokredite für Frauen, wie wirkt der Handel auf Ungleichheit, wie bekämpft man Malaria? Für die chilenische Regierung hat ihr Team untersucht, wie die Dokumentenspur in der Mehrwertsteuer das Hinterziehen reduziert. Halt – soll man einer Regierung überhaupt helfen, ihre Steuereinnahmen zu erhöhen, die ja oft nicht im Sinn der Bürger verwendet werden? Dina Pomeranz: «Die Frage, wie viel Steuern der Staat erhalten soll, ist eine separate Thematik von der Steuerhinterziehung. Ungeachtet der Staatsquote kann Steuerhinterziehung zu grossen Verzerrungen führen zwischen wirtschaftlichen Aktivitäten. Wenn in gewissen Bereichen einfach viel hinterzogen werden kann, werden andere umso mehr steuerlich belastet. Unabhängig von der politischen Ausrichtung ist es deshalb

wichtig zu verstehen, welche Massnahmen Steuerhinterziehung reduzieren.»

Das sei eine empirische Aufgabe, und je mehr Evidenz die Ökonomie liefere, desto weniger Platz bleibe für Ideologie. «Gewiss, bei manchen Themen geht es um Meinungen, man kann für mehr Staat oder für weniger Staat eintreten, für mehr oder für weniger Umverteilung», sagt sie, das seien Fragen der Weltanschauung. Viele weitere Aspekte seien aber empirisch zu klären, etwa die Frage, ob Sozialhilfe die Leute dazu bringe, weniger zu arbeiten («Nein»). «Die Rolle der heutigen Volkswirtschaftsforschung sehe ich darin, Informationen zu Sachfragen zu liefern und politische Entscheidungen zu unterstützen nach dem Muster «Wie ist es in Wirklichkeit?» und nicht «Wie hätte ich es gerne?»»

Wie ist Dina Pomeranz zur Ökonomie und zu ihren Themen gekommen? «Schon als Kind habe ich mir immer wieder überlegt, wie unsere Gesellschaft funktioniert», sagt sie. Im Gymnasium machte sie mit achtzehn Jahren ein Austauschjahr im Ausland, sie wurde nach Costa Rica geschickt. Das Leben in einem Land mit niedrigerem Einkommen führte sie zur Frage, wie es zu derartigen

Unterschieden zwischen verschiedenen Ländern kommen könne. «Aus diesem Interesse heraus habe ich dann in Genf mit dem Studium Internationale Beziehungen begonnen.»

Nicht Wirtschaft? «Nein, nie im Leben wäre ich damals auf die Idee gekommen, Wirtschaft zu studieren, denn ich dachte, das hat nur mit Business und Management zu tun», sagt sie. Aber dann musste sie im Studium Volkswirtschaftslehre als obligatorisches Fach belegen – und da habe es sie gepackt: viel spannender als gedacht, viel breiter als Bruttosozialprodukt und Makroökonomie, es wurden viele gesellschaftliche Themen behandelt. In der Ent-



«Wer was zu sagen hat,
Hat keine Eile,
Er lässt sich Zeit
Und sagt's in einer Zeile.»

wirtschaftsökonomie sah sie dann die ideale Verbindung ihrer inhaltlichen Interessen mit Methoden und Denkansätzen der Ökonomie.

Wie kam sie nach Harvard? «Das war auch eine interessante Wendung», meint Pomeranz; als Teilnehmerin an einem der Sommerkurse am Studienzentrums Gerzensee der Nationalbank sei sie mit dem Gastreferenten, dem bekannten Harvard-Ökonomeprofessor Alberto Alesina, so ins Debattieren geraten, dass er sich bereit erklärte, ihr einen Empfehlungsbrief für Harvard zu schreiben. «Es war ein glücklicher Zufall, aber auch ein Beispiel dafür, wie die Nationalbank Studierenden immer wieder den Zugang zur internationalen akademischen Welt ermöglicht.» Sie wollte jedoch nicht in die Akademie, sondern nur den PhD, also das Doktorat, machen, um dann in die Praxis zu gehen.

Aber bei der Art, wie man in Harvard Forschung betreiben konnte, in direktem Austausch mit Regierungen und Institutionen zu handfesten Fragen, habe sie sich gar nicht mehr zwischen Theorie und Praxis entscheiden müssen, beides sei da ideal kombiniert worden. Aus den geplanten fünf wurden zwölf Jahre, zuerst an der Harvard-Ökonomieabteilung, dann am Poverty Action Lab des MIT und schliesslich an der Harvard Business School, an der Fallstudien und Managementausbildungen wesentliche Teile des Angebots bilden. Viele Studierende und Dozierende sind in erfolgreichen Projekten und Geschäften engagiert. «Da trifft man sich am einen Tag zum Essen mit dem Kollegen und Milliardär aus dem Büro von nebenan, die Woche darauf leitet ich eine Fokusgruppe mit Leuten in Chile, von denen einige das Essen auslassen mussten, weil sie es sich nicht leisten konnten – die Gegensätze waren enorm.»

Politische Polarisierung in den USA

Und wie erlebt sie die Schweiz nun? «Ich bin begeistert», sagt sie, die in Zürich aufgewachsen ist, «auch drei Jahre nach meiner Rückkehr noch.» Vieles von dem, was vor ihrem Weggang toll gewesen sei, sei es immer noch, und das, was sie früher als weniger gut empfunden habe, eine gewisse Enge und Abgrenzung gegenüber Ungewohntem, sei besser geworden. Heute schätze sie die Schweizer Institutionen mehr denn je. Auch dank der direkten Demokratie werde viel öffentlich diskutiert und durchdacht, Politiker müssten ihre Vorlagen dauernd verteidigen, das sei viel näher beim relevanten Leben als die Frage, ob Trump nun orange Haut habe oder nicht. «Bei uns hängt viel weniger an einzelnen Personen und viel mehr an Sachfragen, das ist super.» Die Polarisierung in den USA habe sie erschreckt, auch in den Medien gebe es separate Welten mit Fox News gegen MSNBC et cetera. Deshalb habe sie sich seinerzeit gegen die «No Billag»-Initiative engagiert. In der Medienwelt brauche es ein qualitativ hochstehendes, verlässliches Zentrum als gemeinsame Diskussionsgrundlage. ○

Rubrik

Einladung für Asyl-Migranten

Trotz Grenzkontrollen sind im März fast 1000 Asylgesuche gestellt worden. Das Staatssekretariat für Migration lässt Flüchtlinge einfliegen und verteidigt unnötige Stellen.

Man durfte gespannt sein auf die Asylzahlen im Corona-Monat März. Wie viele Gesuche würden in der Schweiz noch gestellt werden, obwohl sich Italien im totalen Lockdown befindet und rundum Grenzkontrollen herrschen? Wer eine Zahl gegen null erwartet hat, stellt verwundert fest: Mögen auch per Notrecht ganze Wirtschaftszweige lahmgelegt worden sein, die Asylindustrie läuft weiter. Im März wurden total 963 neue Asylgesuche gestellt. Nur unwesentlich weniger als im Vormonat.

Traditionell reisen die meisten Asylsuchenden über die Südgrenze ins Tessin ein. Bereits am 26. Februar erklärte Italien, keine Asylsuchenden mehr aus der Schweiz zurückzunehmen. Trotz Dublin-Vertrag, der vorsieht, dass Asylsuchende ins Ersteinreiseland zurückgeschickt werden können. Die Begründung ist nicht ohne Ironie: Ausgerechnet der Corona-Hotspot Italien suspendiert die Rückübernahmen, um angeblich das Virus sich nicht weiterverbreiten zu lassen – während die Schweiz ungerührt Asylsuchende aus Italien einreisen liess und die Dublin-Richtlinien pflichtgetreu erfüllt.

Das europäische Dublin-System ist bis heute ausser Kraft gesetzt. Die EU-Kommission hat trotz Interventionen von Mitgliedstaaten keine Lösung gefunden. Für die Schweiz heisst das: Es können offenbar immer noch Hunderte Asylsuchende ins Land gelangen, aber Rückübernahmen in Dublin-Staaten, geschweige Abschiebungen in die Heimatländer, sind praktisch nicht mehr möglich. Wer es in die Schweiz geschafft hat, kann bleiben. Das zeigen die aktuellen Anerkennungsquoten (30,6 Prozent) und Schutzquoten (61,5 Prozent).

Besondere Masstäbe

Zu den Corona-Profiten gehören speziell auch die abgelehnten Asylbewerber: So hat der Kanton Genf seine beiden Ausschaffungszentren vollständig leeren lassen, deren Migranten befinden sich nun in freier Wildbahn. Das Versagen des Dublin-Systems und der Ausschaffungstopps gleichen einer Einladung für in Italien lebende (illegale) Migranten, in die Schweiz zu kommen und Asyl zu beantragen. Vorläufiges Bleiberecht garantiert.



«Das wir wieder werden wie Kinder, ist eine unerfüllbare Forderung. Aber wir können zu verhüten versuchen, dass die Kinder so werden wie wir.»

Zurück zu den März-Asylzahlen. Mit 161 Anträgen bilden erneut Eritreer die grösste Gruppe, gefolgt von Afghanen (85) und Türken (85). Damit hat sich auch unter der neuen freisinnigen Justizministerin Karin Keller-Sutter nicht viel geändert: Der Bundesrat bleibt untätig gegenüber Eritrea.

Auch wenn die Gesuchszahlen trotz Grenzkontrollen und Shutdown erstaunlich hoch sind, gehen die Asylanträge insgesamt zurück. Das Staatssekretariat für Migration (SEM) hat allerdings sein System auf eine bestimmte Anzahl Asylbewerber pro Jahr ausgerichtet. Nun setzt das Amt auf Übernahmeprogramme. Das SEM hat bereits zugesagt, 22 unbegleitete Minderjährige aus Griechenland in die Schweiz einfliegen zu lassen. Mario Gattiker, Staatssekretär für Migration, hat angeboten, weitere 100 minderjährige Asylsuchende zu übernehmen. Trotz des hohen Risikos für die Schweizer Bevölkerung, mit diesem Programm auch Corona-Infizierte ins Land zu holen. Aber offenbar gelten im Asylwesen besondere Masstäbe: Wenn beispielsweise eine Amerikanerin ihren Partner in der Schweiz besuchen möchte, wird dies nicht gestattet. Grund: Man möchte die Einreisen begrenzen, um die Ausbreitung des Virus zu verhindern.

Offenbar versucht das SEM, seinen Personalbestand trotz rückläufiger Asylzahlen aufrechtzuerhalten. Mehr als 60 Stellen sind bis Ende 2020 befristet. Das SEM hofft, dass die EJPD-Vorsteherin dem Bundesrat beantragen wird, die Finanzierung dieser Stellen – es geht um 12,1 Millionen Franken – um ein weiteres Jahr zu verlängern.

Peter Keller

Beseelte Maschine

Jan Frodeno ist der beste Triathlet der Welt. Was zu gewinnen ist, hat er gewonnen. *Von Michael Bahnerth*

Die Welt um einen herum mag gross erscheinen, ist aber doch nur ein kleiner Ort, wenn die Welt im Kopf keine grosse ist. Die Welt im Kopf kann so mächtig werden, dass sie in der Lage ist, aus einer Singularität ein Universum werden zu lassen, wenn man den Kopf dazu hat. Und Talent. Und Glück. Und vielleicht auch Mana.

Mana kommt von weit her, seine Seele liegt in der Südsee, in Polynesien. Es ist nicht ganz klar, um welche Art von transzendenter Kraft es sich handelt, ob es eine göttliche ist oder eine, die von dem kleinen bisschen Göttlichen im Menschen hervorgebracht wird. Sie unterscheidet nicht zwischen dem Diesseits und dem Jenseits. Sicher ist, dass die Tapferen, die Tatvollen, die Starken, die Barmherzigen, die Bewussten unter uns mehr Mana haben als jene, die nur Zuschauer sind ihrer örtlichen Leben.

Der beste Triathlet der Welt, der 38-jährige Deutsche Jan Frodeno, verbrachte die Hälfte seines 38-jährigen Lebens ohne Mana. Es zu verdienen, war härter als jeder Triathlon, war mehr Schweiß, als einer im Glutofen der Lavafelder Hawaiis verlieren kann, war mehr Kampf als die letzten Kilometer eines Wettkampfes, wenn Welt zur Wand wird, gegen die man schmerzgeplagt anrennt. Im Triathlon gibt es eine Zielinie, ein Ende der Tortur, eine späte Erlösung. Der Kampf um Mana aber hört erst mit dem Tod auf. Vermutlich – sicher ist das nicht.

Der Schlusssatz seines Buches «Eine Frage der Leidenschaft» handelt von Mana. Dass es ihm helfen werde, vielleicht nicht der Beste der Welt zu sein, aber der Beste, der er sein kann, und das wiederum ist der Beste der Welt.

Sprintrennen gegen Grossvater

«Mana», sagt Jan Frodeno am Telefon in Girona in Nordspanien, wo er lebt in einer kleinen Welt mit grossem Haus samt Pool mit Gegenstromanlage, mit Frau, zwei Kindern, einem Hund, den Eltern in der Nähe, mit Badehose, Rennrad und Laufschuhen und all den Pokalen, die er gewonnen hat, «ja, Mana. Könnte man auch Spirit nennen. Dass ich konzentriert bei mir bin.»

Das mit dem Konzentriertsein war nicht so einfach die letzten Tage, in denen er das Virus draussen mit seinem inneren in Einklang bringen musste. Das innere ist Bewegungsdrang. Frodeno ist statisch mit der Bewegung, seit er laufen kann, rannte einst so lange um das Sofa der Eltern, bis das Sofa sagte: «Jan, ich mag nicht mehr.» Die Eltern sagten nichts.

Die letzten zwei Monate trainierte er zu Hause, im Pool mit Gegenstromanlage, auf dem Indoor-Trainer, auf dem Laufband. 25 Kilometer

Schwimmen, 650 Kilometer Radfahren, 100 Kilometer Laufen, jede Woche, alles im Haus respektive im Pool. Wenn er lief oder stundenlang Rad fuhr zu Hause, sah er die nahen Hügel der Pyrenäen, und er lief und trat auf sie zu, auf all die Pässe dort, die seine geworden waren, blieb aber doch an Ort und Stelle. «Man muss da weitermachen, wo der Normale aufhört. Sonst kommt man nie an die Spitze.»

Man konnte sehen, wie er sich zu Hause abstrampelte. Er trug eine Fahrradmütze, auf der «Frodissimo» stand, machte zu Hause einen Triathlon, TriAtHome nannte er das, für einen guten Zweck, «weil die Fähigkeiten eines Sportlers in diesen Tagen an der Corona-Front nicht gebraucht werden». Sass auf dem Rad, seine Eltern wurden zugeschaltet, Freunde, Kollegen, und Jan plauderte, während seine Beine 249 Watt traten, das ist die Kraft, mit der das Hauptfeld bei der Tour de France fährt. Während er den ersten Indoor-Triathlon der Welt absolvierte, konnte man spenden. 250 000 Euro kamen zusammen.

Frodenos Erfolg begann, wie die meisten Erfolge, mit einer Niederlage. Das Sprintrennen gegen seinen Grossvater war der erste Wettkampf, an den er sich erinnert. Jan war sechs, sein Grossvater sechzig, sein Grossvater gewann. Jan wurde wütend, das konnte er gut, weil er nicht verlieren konnte. Nicht 3,8 Kilometer Schwimmen, 180 Kilometer Radfahren und 42,195 Kilometer Laufen sind wie Sterben, sondern Verlieren. Und vor allem Aufgeben.

Siegen ist Leben. Es geht im Frodo-Universum darum, seine Schwächen zu besiegen und über die Stärken der Gegner zu obsiegen, um Gewinnen über sich selbst und andere. Aber das alleine produziert nur ein wenig Mana, weil es nur das Prinzip einer menschlichen, erfolgsorientierten Maschine ist, eines Menschen, der seinen Weg ohne Seele rennt.

«Frodo», wie Frodo Beutlin aus «Herr der Ringe», das ist Frodenos Spitzname. Er passt. Frodo läuft einem machtvollen Ring hinterher, Frodeno will zu olympischen Ringen. Als beide, Frodo und Frodeno, um die zwölf Jahre alt sind, verändert sich ihr Leben entscheidend. Frodo wird Waise und muss losziehen, um den Ring, der unsichtbar macht, zu zerstören. Frodeno zieht mit seinen Eltern nach Südafrika, weg



«Man muss da weitermachen, wo der Normale



Es gab drei Sprints, die entscheidend waren.



aufhört»: Triathlet Frodeno, 39.



Siegen ist Leben.

vom Bergischen Land. Da ist Tod, dort das Sterben von etwas.

Frodeno ist nicht unglücklich in Deutschland. In der Schule ist er gut, er ist ehrgeizig; wenn ein anderer Schüler eine bessere Note als er bekommt, wird er neidisch. Und lernt noch mehr. Er kann nicht verlieren, wird jähzornig, wütend, schmeisst das Mensch-ärgere-dich-nicht-Spiel durchs Wohnzimmer, wenn er verliert. Er ist mehr Einzelgänger als Gruppenmensch. Seine Wutanfälle sind beides, Fluch und Segen, sie treiben ihn voran, sie werfen ihn zurück. Das Kontrollieren seiner Wutausbrüche wird zu ei-

ner Lebensaufgabe. Jan rennt. Mit Hund, ohne Hund, er mag Seifenkisten, er schwimmt gerne, und dann schwimmt er Deutschland und den kalten, verhassten Wintern davon und kommt ins Paradies seiner Jugend. Er wird zum Soul-Surfer.

Südafrika ist Wärme und Weite, ein Leben im Draussen. Sind Radtouren mit seinem Vater, ist Schwimmtraining bei einem gnadenlos harten ungarischen Schwimmtrainer, der das Becken in ein Bootcamp verwandelt. Jan mag das, die Härte, das Kämpfen, das Nichtaufgeben. Südafrika ist auch Rennen, Surfen und Beachvolleyball. Nicht, dass er das gut kann, aber er übt, bis er nicht mehr peinlich ist. Wenigstens ist er gross, 1,94 Meter, das hilft. Er verliebt sich das erste Mal, fünf Monate lang, bis zu seiner Ehe elf Jahre später die längste Beziehung. Er hatte sich so verliebt, wie er Sport betrieb, kompromisslos. Liebe ist keine Einzelsportart.

Er wurde Rettungsschwimmer, Mitglied des Clifton Surf Lifesaving Club. Der Klub veranstaltete Wettkämpfe, eine Mischung aus Strandlauf, Schwimmen und Paddeln, er wurde Südafrika-Meister im Strandlauf; seine erste Medaille. Beim Schwimmen lernte er

einen Triathleten kennen, der ihn unter die Fittiche nahm. 2000 machte er in Südafrika seinen ersten Triathlon und lief seiner Bestimmung entgegen. Er wurde Dritter. Das heisst, zwei waren besser als er.

Kurz überlegte er, ob er Jurist werden sollte, entschied sich dann aber für Triathlon, das eine olympische Disziplin wurde und langsam ein Sport, mit dem man Geld verdienen konnte. Er ging zurück nach Deutschland in ein Leistungszentrum in Saarbrücken, es wurde gleichzeitig die schwerste und wertvollste Zeit seines Lebens. Er zog ins Sportheim ein, bekam 200 Euro pro Monat, es war ein Kampf abseits des Wettkampfes. Tagsüber trainieren, um der Beste zu werden, abends den Hunger mit Chips stillen, weil für mehr das Geld nicht reichte. Sportlich lief es gut, er war im Nationalteam, und er hatte einen Traum. Er wollte 2008 in Peking Olympiasieger werden. Er wurde es.

Es gab drei Sprints in Frodenos Leben, die entscheidend waren für seinen Weg. Der erste war jener gegen seinen Grossvater. Der zweite waren diese letzten 150 Meter in Peking, als er rannte wie in Trance, die Augen geschlossen, das Gesicht verzerrt wie eine Zulu-Maske; was da rannte, war nur noch ein unzerstörbarer Wille. Er rannte auch noch, als er alle abgeschüttelt hatte.

Er war jetzt ganz oben angekommen, er war der Beste, aber das war nicht das Beste für ihn. Er fiel in ein Loch, anstelle von Antrieb war Ziellosigkeit. Die Maschine lief nicht mehr rund, und irgendwann schwamm er mehr im Selbst-

mitleid als im Wasser. «Ich hatte mich nur über den Sport definiert, das war mein Problem.» Es war die Zeit, als das Mana kam und eine Art Menschwerdung. Die Maschine begann, auch ihre Seele zu trainieren.

Freundschaft entdeckt

Drei Jahre lang dauerte dieser Kampf. Immer wieder haderte er, war entweder auf der Strasse des Burnouts unterwegs, oder er war verletzt. Ominöse Verletzungen. Schmerzen in der Achillesferse, keiner wusste, woher sie kamen, aber sie liessen ihn nicht mehr fliegen. Bis Ärzte herausfanden, dass sie von einem Nerv im Wadenmuskel stammten, den Nerv betäubten, und Frodeno wieder schmerzfrei war. Es kam zum dritten Sprint. Er rannte die 200 Meter vom Arzt zum Auto. Je mehr er sich zu sich hinbewegte, desto schneller wurde er. Er lief den bisher schnellsten Ironman auf Hawaii in 7:51:13 Stunden (2019), er hält die beste je gelaufene Zeit über die Ironman-Distanz, 7:35:39 Stunden (2016). Er hat gelernt, die Energie seiner Wut nicht mehr ins Universum zu feuern, sondern in «Vortrieb», wie er das nennt, umzumünzen.

Er hat gelernt, wie schnell ein Leben vorbei sein kann, als er in Australien, wo seine Frau, eine ehemalige Triathletin, herkommt und sie die Winter verbringen, beinahe von einem Lastwagen absichtlich überrollt worden wäre. Hat gelernt, dass man nicht immer kontrollieren kann, «was in seinem Kopf so auftaucht», dass man aber kontrollieren kann, wie man damit umgeht. Er hat Freundschaft entdeckt und das gelegentliche Loslassen seines fast schon maschinellen Ehrgeizes. Er weiss, dass er verlieren kann und darf, solange er nicht aufgibt. 2017 bekam er als Titelverteidiger beim Ironman auf Hawaii Rückenprobleme. Er konnte eine Zeitlang kaum mehr laufen, doch er kam ins Ziel, über eine Stunde hinter dem Sieger. Für den Marathon brauchte er alleine vier Stunden, sonst macht er so was in zwei Stunden und 45 Minuten. Im Ziel sagte er: «Jetzt weiss ich, wie das ist, einen Marathon in vier Stunden zu laufen.»

Er trainiert jetzt höhere Intervalle, um nächstes Jahr, mit 39, noch einmal der Beste zu sein. Mit Anfang vierzig ist dann wahrscheinlich Schluss. Ein Frodeno startet nur, wenn er gewinnen kann. Dann wird er wieder nervös sein und nach dem Startschuss ins Wasser rennen und hoffen auf ein perfektes Rennen. Auf ein Rennen, in dem er im Einklang ist mit allem, mit sich selbst, den Elementen und dem Mana. ○



«Man muss mehrere Vorbilder haben, um nicht eine Parodie eines einzelnen zu werden.»

Freund klarer Worte

Nach der Einschätzung von Swissmem-Präsident Hans Hess steht die Industrie in der Corona-Krise vergleichsweise gut da. Von der Politik verlangt er eine Verbesserung der Rahmenbedingungen – und eine Verhandlungspause beim Rahmenabkommen. *Von Florian Schwab*

Hans Hess ist ein Schweizer Industriekapitän alter Schule: Oberst im Generalstab a. D. und begeisterter Reiter. Seine jahrzehntelange Karriere in der Schweizer Maschinenindustrie umfasst unter anderem Stationen bei Sulzer, Huber + Suhner, Comet, Burckhardt Compressions, Dormakaba und vor allem auch seine zehn Jahre an der Spitze von Leica Geosystems (bis 2005). Seit zehn Jahren präsidiert er den Verband der Maschinen-, Elektro- und Metallindustrie Swissmem und ist damit einer der Vizepräsidenten des Wirtschaftsdachverbands Economiesuisse. Und Hans Hess ist ein Freund klarer Worte. Die *Weltwoche* konnte am Telefon mit ihm über die momentane Lage in der Maschinenindustrie und in der Wirtschaftspolitik sprechen.

Wie geht es der Industrie? Viele Firmen in seiner Branche «konnten trotz der Corona-Krise bis jetzt noch arbeiten und damit einen wichtigen Beitrag zur Versorgung der Medizin- und Lebensmittelbranche und wichtigen Infrastrukturen leisten», antwortet Hess. Naturgemäss sei die Industrie eher etwas später von dem plötzlichen Konjunkturerinbruch betroffen als andere Wirtschaftszweige. Die meisten Firmen seien mit einigermaßen gut ausgelasteten Auftragsbüchern, die für Wochen bis Monate vorgehalten hätten, in die Krise gestartet. Doch «die Nachfrage nach Industriegütern und die Auslastung der Fabriken nehmen jetzt rasch ab», weshalb viele Firmen im Gesamtjahr 2020 wohl in die Verlustzone geraten würden. «Mitte April ging für das laufende Jahr ein Drittel der Unternehmen von einem Umsatzrückgang von 10 bis 20 Prozent aus, ein weiteres Drittel rechnete mit einem Umsatzrückgang von über 20 Prozent.» Der Boden werde wohl erst im dritten Quartal des Jahres erreicht. Bereits heute hätten rund drei Viertel der Industrieunternehmen in unterschiedlichem Umfang Kurzarbeit beantragt.

Keine Konkurswelle erwartet

Für das Auftragsvolumen in der Industrie seien die derzeitigen Reisebeschränkungen ein zunehmendes Problem. «Die Mehrheit neuer *leads*, also Kundenbeziehungen, entsteht bei



«Dann muss man Überzeit arbeiten»: Industriekapitän Hess.

Fachmessen oder beim persönlichen Besuch.» Das sei jetzt unmöglich. Um trotzdem noch neue Kunden zu gewinnen, brauche es viel unternehmerische Kreativität. Auch die Kommunikation mit und der Service bei bestehenden Kunden seien stark erschwert. «Komplizierte Werkzeugmaschinen lassen sich nur eingeschränkt aus der Ferne warten.» Darum sei es «sehr wichtig, dass der Bund die Reisebeschränkungen für Spezialisten rasch aufhebt, in enger Abstimmung mit den wichtigsten Absatzländern, vor allem in Europa, wohin normalerweise rund 60 Prozent unseres Exports gehen».

Aufgrund des harten internationalen Wettbewerbs und des starken Frankens operieren viele Industriefirmen mit eher bescheidenen Margen. Ein Drittel der Firmen schafft es auch in guten Zeiten nicht, die Kapitalkosten zu

verdienen. Rechnet Hans Hess darum mit einer Konkurswelle in der Maschinenindustrie? «Nein, das würde ich nicht zu früh sagen. Wenn wir ab Herbst auf der anderen Talseite wieder hochfahren können, dann wird es nicht bedrohlich für die Mehrzahl unserer Firmen.» Bleibe es aber über Jahre schwierig, dann «müssten wir uns langfristig an ein tieferes Umsatzniveau anpassen, was sicher Kündigungen nach sich ziehen würde».

Nick Hayek von der Swatch Group, ein Schwergewicht der Uhrenindustrie, kritisierte kürzlich die zaghafte Lockerung durch den Bundesrat als «katastrophal». Hans Hess sieht es differenzierter. «Die Kritik von Nick Hayek habe ich zur Kenntnis genommen, aber ich habe Verständnis dafür, dass der Bundesrat in der aktuellen Lage mit Vorsicht ans Werk gegangen ist.» Natürlich würde man sich wünschen, dass es von Anfang an eine bessere begleitende Schutzstrategie mit mehr Tests und Masken gegeben hätte, vergleichbar etwa mit den asiatischen Ländern. Und hier habe die Schweiz weiterhin Nachholbedarf. «Aber man ist, wo man ist. Jetzt nützt es nichts, nicht realisierbare Forderungen zu stellen. Die massive Kritik am Bundesrat ist aus meiner Sicht unangebracht.»

Mit Unbehagen blickt Hess auf die Sondersession des Parlaments. Er befürchtet, dass es zu vielen ordnungspolitisch fragwürdigen Rettungs- und Unterstützungsmassnahmen kommen wird. Die Vorstösse, welche die vom Bund garantierten Corona-Kredite in Beiträge à fonds perdu umwandeln wollen, sieht er als «äusserst problematisch» an. Die Industrie, sagt Hans Hess, habe dieses Finanzierungsinstrument des Bundes und der Banken nur sehr zurückhaltend in Anspruch genommen. Auf seine Branche entfielen «weniger als 5 Prozent des Kreditvolumens». Das hänge damit zusammen, dass die Unternehmen weiterarbeiten konnten und keinen totalen Shutdown zu erleiden hatten.

Auch mittelfristig ist Hess überzeugt: «Wir werden kein Grossabnehmer von Corona-Krediten sein.» Seine Branche sei relativ krisenerprobt. Die Firmen hätten gelernt, wie wichtig ein gutes Liquiditätsmanagement sei. Die ordentliche Kreditversorgung über Bankkredite funktioniere gut. «Die grösseren KMU haben normale Bankbeziehungen.» Sollte es im Spätsommer tatsächlich grösseren Liquiditätsbedarf geben, dann würden die meisten Firmen wohl primär und so lange wie möglich den ordentlichen Bankweg beschreiten. Eine etwas



«Wer Bücher schenkt,
schenkt Wertpapiere.»

grössere Beanspruchung der Corona-Kredite könne allerdings schon nötig werden, wenn sich im Spätsommer die Lage nicht aufhelle. «Leider ist die Industrie zeitlich in einem dummen Rank, weil das Programm bis Ende Juli befristet ist und unsere Firmen erst später in ernsthafte Schwierigkeiten geraten könnten.» Er werde diesbezüglich bei Finanzminister Ueli Maurer und Wirtschaftsminister Guy Parmelin vorstellen. «Wir wollen möglichst vermeiden, dass es zu einer Inanspruchnahme dieser Kredite auf Vorrat kommt und jeder ein *Tubel* ist, der nicht bis im Juli einen Antrag stellt.»

Damit sich die Wirtschaft rasch von der Corona-Krise erholen könne, sei es jetzt wichtig, «den Schaden zu begrenzen, den eine Flut wohlgemeinter Vorschläge zur Befriedigung von Partikularinteressen verursachen kann». Der Fokus der Politik müsse darauf liegen, gute Rahmenbedingungen zu schaffen. Für die Industrie an erster Stelle stehe dabei die im Parlament hängige Aufhebung der Industriezölle. «Diese würde unsere Branche sofort um 125 Millionen Franken entlasten.» Mit Blick nach vorne sieht Hess das Risiko, «dass es zu einem Rückgang der angebotenen Lehrstellen kommen könnte». Daher müssten «die Rahmenbedingungen für die Lehrlingsausbildung verbessert werden». «Zudem könnten teure Gesetzesprojekte, die einzig Mehraufwand für die Wirtschaft bedeuten, verschoben oder gestrichen werden.»

«Zu spät oder am falschen Ort»

Sehr hilfreich wäre ferner eine Flexibilisierung der Arbeitszeiten. «Wenn es uns vergönnt ist, dass die Wirtschaft rasch wieder anzieht, dann gibt es sehr viel aufgestaute Arbeit, die man dann auch schnell abarbeiten muss.» Im nächsten Jahr rechne das Staatssekretariat für Wirtschaft mit einem Plus von 5 Prozent beim Bruttoinlandprodukt. «Dann muss man Überzeit arbeiten oder auch am Samstag, um die Verluste rasch wettzumachen.»

Kritisch sieht Hess die Ideen für staatliche Konjunkturprogramme und die Einrichtung von Staatsfonds. «Denn solche Instrumente wirken meist zu spät oder helfen am falschen Ort.» Auch die Schuldenbremse dürfe keineswegs geschleift werden. «Sie hat uns erst den Spielraum bei den Staatsfinanzen verschafft, um auf die aktuelle Krise zu reagieren.»

In der Vergangenheit ist Hans Hess als engagierter Befürworter des Rahmenabkommens mit der EU aufgefallen. Hat dies jetzt keine Priorität mehr? Sowohl die EU als auch die Schweiz, antwortet Hess, hätten momentan wohl andere Prioritäten. Er schlägt vor, die Diskussion für ein Jahr auf Eis zu legen. «Dafür müsste die EU aber auf die permanenten Druckversuche verzichten und die bilateralen Verträge ganz normal umsetzen.» Danach seien aber die offenen Punkte im Rahmenabkommen rasch zu klären. ○



Brief aus ...

Schweden

In letzter Zeit haben wir viel über Schweden gelesen: Schweden als Sonderfall, Schweden ohne Shutdown, kann das gutgehen? Zuerst war da ein grosses Erstaunen darüber, dass ein europäisches Land es wagt, sich gegen den internationalen Mainstream zu stellen und die Wirtschaft sowie das gesellschaftliche Leben nicht komplett lahmzulegen. Ausgerechnet Schweden, der Leuchtturm aller Freunde des starken und fürsorglichen Staates! Die Medien und die Politik in der Schweiz waren entsetzt. Dann begannen sie – fast mit hämischer Schadenfreude – die Ansteckungsraten in Schweden zu beobachten und zu kommentieren und den baldigen Kollaps des Landes herbeizuschreiben.

Eigene Vorurteile hinterfragen

Mich hingegen hat Schweden fasziniert. Einerseits, weil es den Alleingang wagte, aber auch, weil dort die Restaurants, Kinos und Fitnesscenter noch offen waren. Meine Philosophie ist es, immer dorthin zu gehen, wo man vom Staat am besten behandelt wird. Dieses «Abstimmen mit den Füßen» ist meines Erachtens eine wichtige und unterschätzte Ergänzung zur demokratischen Kontrolle.

Also buchte ich den nächstmöglichen Flieger nach Stockholm und machte mich auf die Reise ins Ungewisse. Mein politisches Umfeld bewunderte den Entschluss, das nichtpolitische war skeptisch: «Ausgerechnet in das Land, wo die Ansteckungsraten durch die Decke gehen» – was natürlich so nicht stimmte, aber dem Stimmungsbild in der Schweiz entsprach.

Doch was ich in Schweden antraf, war noch angenehmer, als ich es erwartet hatte. Klar halten die Leute Abstand und desinfizieren sich die Hände. Aber sie tun dies mit einer stoischen Gelassenheit und nicht mit der panischen bis aggressiven Art der durch den Shutdown zermürbten und durch die Medien verunsicherten Schweizer.

Doch was denkt die Bevölkerung über den Alleingang ihres Landes? Ich habe dazu keine wissenschaftliche Studie gemacht, sondern persönliche Gespräche geführt, unter anderem mit einem Biologen der Universität Uppsala, aber auch mit unterschiedlichen Personen, wie man sie halt so antrifft, wenn man durch das Land reist. «Die Bevölkerung vertraut der Regierung», lautete der Tenor. «Die Einzigen, die hier Masken tragen und Panik schieben, sind die Ausländer, welche durch ihre Medien zu Hause in Angst und Schrecken versetzt werden.»



Gruss aus der anderen Wirklichkeit.

Das ist an sich nichts Besonderes, aber es zeigt eben einen wichtigen Punkt: Obwohl alle mit demselben Virus zu kämpfen haben und alle dieselben Daten- und Faktenbasis haben, lebt die schwedische Bevölkerung in einer komplett anderen Realität als der Rest von Europa, und beide Seiten sind der Überzeugung, dass ihre Realität die richtige sei.

Dabei ist es meiner Meinung nach nicht so, dass die schwedischen Bürger kritischer wären oder als einzige selber denken würden. Sie laufen einfach einem anderen Hirten nach und in die entgegengesetzte Richtung. Dies ist eine Tendenz, die mir auch schon öfter aufgefallen ist – bei Personen, die gegenüber Mainstream-Medien und der «Lügenpresse» sehr skeptisch sind: dass sie andererseits sehr unkritisch ihren eigenen Quellen Glauben schenken und sich ihre eigene Realität zimmern. Dabei heisst kritisches Denken nicht nur, den politischen Mainstream, sondern insbesondere auch, immer wieder sein eigenes Umfeld und seine eigenen Vorurteile zu hinterfragen.

Ich hoffe, dass der Fall Schweden mit seiner eigenen kleinen Massenpsychose (die sich in diesem Fall sehr positiv auf die Lebensqualität ausgewirkt hat) den einen oder anderen anregt – zum Nachdenken über die eigene Realität.

Silvan Amberg ist Steuerexperte und Präsident der libertären Partei Upl.

Es lebe die Prominenz

Anders als in der Schweiz steht der klassische People-Journalismus in Deutschland hoch im Kurs. Ich arbeite bei der Promi-Bibel *Bunte* und erlebe als einzige Schweizerin auf der Redaktion hautnah, wie man erfolgreich über Glanz und Glamour berichtet. Von Deborah Neufeld

«Happy München-birthday to me». Auf Facebook habe ich mir selbst zum Geburtstag gratuliert – dafür, dass ich nun seit genau acht Jahren in Bayern lebe. Damals wollte ich mit einem zweimonatigen Praktikum bei *Playboy* ein bisschen deutsche Luft schnuppern und dann in den warmen Schoss meiner Eltern zurückkehren. Doch der Burda-Verlag weckte meine Faszination für das Riesen-Business People-Journalismus.

Bunte geht es trotz schwierigem Umfeld gut. Sie beging vor zwei Jahren ihren 70. Geburtstag und steht als grösstes People-Magazin Deutschlands nach *Spiegel* und *Stern* auf dem dritten Platz der umsatzstärksten Zeitschriften. Noch immer verkaufen wir unter der Leitung unseres Chefredaktors Robert Pölzer wöchentlich über 400 000 Exemplare. Das Heft hat über drei Millionen Leserinnen und Leser. Wie schafft es das?

VIPs sind wie Aktien

Obwohl wir geografisch so nah sind, gehören in Deutschland andere Stars zu den *A-listers* als in der Schweiz: Thomas Gottschalk oder Helene Fischer – Menschen, die durch ihr Entertainment-Talent die Herzen berühren. Roger Federer oder DJ Antoine sind kaum ein Thema. Schweizerinnen, die hier wirklich beliebt sind, heissen Michelle Hunziker, Beatrice Egli und Paola Felix, meine *all time*-Favoritin. Die Leser interessieren sich noch immer für alles, was Michael Schumacher betrifft, und sie bewundern fast jeden, der adelig ist – ob deutsch oder international à la Meghan und Harry. Und sie lieben Schlösser, teure Hochzeiten und das Gefühl, durch *Bunte* zum *inner circle* zu gehören. Hier wirst du als Prominenter nicht nur daran gemessen, was du geleistet hast, sondern auch an deinem Lifestyle.

Unser Verleger – und einer der prägendsten Menschen meiner beruflichen Laufbahn –, Hubert Burda, setzt seit Jahren auf die Sehnsucht des Menschen nach Aufmerksamkeit und damit auf das People-Business als Geschäftsfeld. Die Prominenten lieben Öffentlichkeit, und wir helfen ihnen dabei – für den passenden Gegenwert. Du willst deinen neuen Film pro-



Etwas Besonderes: Journalistin Neufeld (l.), Fernsehstar Paola Felix.

moten? Dann erzählst du mir aber auch, wie es in der Liebe läuft. Wir sollen deine neue Kollektion zeigen? Dann finde einen Star, der deine Kreationen trägt – und wir berichten darüber.

Ich betrachte VIPs gerne wie Aktien mit steigendem und sinkendem Wert, je nachdem, wie relevant die Neuigkeiten sind, die sie umgeben. Wir sind dabei, wenn sie an die Börse gehen, wenn der Kurs ins Unermessliche steigt – wir sind aber auch dabei, wenn sie lieber grad nicht in der Öffentlichkeit stünden und ihr Wert in den Keller fällt.

Wann ist es eine Geschichte?

Durch die derzeitige Krisensituation arbeiten die meisten von uns im Home-Office. Doch selbst von zu Hause aus verabreden wir uns zur täglichen Konferenz, in der jeder Redaktor – von Adel über Unterhaltung, von Medizin bis Politik – von den Geschichten erzählt, an denen er gerade dran ist. Storys, die sich durch Gespräche entwickeln. Gerüchte, denen man nachgeht. Manchmal ist es eine Passage in einer Biografie, die man näher beleuchtet, und immer öfter auch ein Post auf Instagram, der unsere Aufmerksamkeit weckt. Die Diskussion in der Runde und die Emotionalität der anderen Redaktoren entscheiden oft über die Wichtigkeit und den Umfang der Story. Denn: Anders als bei

einer tatsächlichen Aktie können wir nirgends nachlesen, welche Prominenten mit welchen Geschichten am Schluss tatsächlich ziehen. Wir sagen uns immer: Es ist dann eine Geschichte, wenn das Schicksal der Beteiligten in der Mitte der Gesellschaft angekommen ist.

Ein aktuelles Beispiel ist Michael Wendler: Wäre er Schlagersänger, wäre er keine Zeile wert – zumal er nicht «Kaisersaal» ist, wie wir das manchmal nennen. Als Ehemann, der nach 29 Jahren seine Frau verlässt und mit einem Mädchen zusammenkommt, das nur ein Jahr älter als seine Tochter ist, wird er Teil einer Geschichte. Denn: Wer hat keine verlassene Ehefrau im Freundeskreis, einen *middle-ager*, der den zweiten Frühling spürt, oder eine Tochter im Laura-Müller-Alter, bei der man Angst hat, dass sie an einen wie Wendler gerät?

Rauer, klarer, kantiger

Im Gegensatz zur Schweiz verstehen deutsche Prominente besser, dass das Bekanntsein über ihr Sein und Nichtsein (mit)entscheidet – und sie schämen sich auch nicht, einen wissen zu lassen, was sie sind, haben oder können. Nicht umsonst gibt es Persönlichkeiten wie Boris Becker, Heidi Klum und Uschi Glas, die die *Bunte* als langjährige Weggefährtin wahrnehmen, auch wenn ihnen nicht jede Schlagzeile schmeckt. Ausserdem macht es der scharfe Umgangston hier leichter, mit Prominenten zusammenzuarbeiten: Alles ist rauer, klarer und kantiger als in der Schweiz. Es wird diskutiert, verhandelt, auch mal geschrien, das Telefon aufgelegt und einem die Freundschaft gekündigt. Man weiss hier viel schneller, woran man wirklich ist. Und kann deshalb für die nächste gute Geschichte wieder zusammenkommen – auch wenn man nie wieder miteinander reden wollte.

Persönlich mag ich besonders Prominente wie Prinzessin Lilly zu Sayn Wittgenstein, den «Tatort»-Schauspieler Wotan Wilke Möhring oder einen Starfussballer wie Bastian Schweinsteiger: Leute, die schon eine Weile im Geschäft sind und wissen, wie es läuft. Leute, mit denen man eine Geschichte aushandeln kann und die sich an Verabredungen halten. Und

die trotz allem den Schalk im Nacken haben und sich nicht völlig verkrampfen, wenn sie mit Journalisten zu tun haben.

Ich spüre, wie sich das Mediengeschäft in der Schweiz, wo ich für Titel wie die *Schweizer Illustrierte*, den *Blick*, die *Sonntagszeitung* oder die *Weltwoche* geschrieben habe, verändert hat. Eine *Schweizer Illustrierte* war vor fünfzehn Jahren noch ein echtes People-Magazin. Wir haben eine Miss Schweiz wie einen Star gefeiert, das Cabaret Divertimento haben wir medial so lange gepusht, bis es jeder in der Schweiz kannte. Und beim *Blick* gehörte es dazu, den Leuten den Finger in die Wunde zu legen, sie nach einer neuen Liebe zu fragen oder eine Trennung aufzuspüren. Dies bereitete mir viele schlaflose Nächte, aber es gehörte zu meinem Job, und das war der Preis dafür.

Anspruchsvollere Schweiz

Heute zeigt die *Schweizer Illustrierte* auf dem Titel lieber zwei Eisbären in der Arktis statt Glamour. Für *red carpet*-Anlässe schickt sie häufig nur einen einzigen Journalisten los, der seit zwanzig Jahren dieselben Leute befragt. People-Primeure im *Blick* lassen sich in einem ganzen Jahr gefühlt an einer Hand abzählen. Und die Sendung «Glanz & Gloria» des Schweizer Fernsehens wechselt den Namen auf «G & G – Gesichter & Geschichten», weil die Prominentenwelt offenbar nicht mehr genug hergibt oder man sich dafür zu nobel ist.

Mir ist bewusst, dass Schweizer anders sind als Deutsche. Sie sind bescheidener – völlig zu Unrecht, wie ich finde –, sie sind zurückhaltender, leiser und anspruchsvoller, was die Prominenz angeht. Sie verehren Menschen, die etwas geleistet haben, und belächeln Cervelat-Prominente, die ohne ihr eigenes Zutun zu Ruhm gekommen sind. Trotzdem glaube ich, dass sich auch Schweizer gerne von leichten Themen unterhalten lassen. Dass sie gerne durch das Schlüsselloch beobachten, wie Schöne und Reiche so leben, und sich fragen, ob die vielleicht dieselben Beziehungs-, Gewichts- und Finanzprobleme haben wie sie selbst. Sonst würde Instagram nicht so gut funktionieren und sich die *Bunte* auch in der Schweiz nicht so gut verkaufen.

Mehr denn je versucht heutzutage jeder, etwas Besonderes zu sein. Und wir Journalisten können die Plattform dafür bieten, denn die Storys liegen auf der Strasse. Deshalb glaube ich, dass in der Schweizer People-Szene ein zweiter Frühling möglich wäre: durch Verleger, die Lust haben, mit People-Geschichten Geld zu verdienen, mit Chefredaktoren, die ihre Teams pushen, Journalisten, die Lust auf Recherche haben, Prominenten, die gute Storys erzählen, und durch ein Land, das stolz auf seine Leute ist und sie dafür hochjubelt. Denn als waschechte Schweizerin weiss ich, wie viele Landsleute spannende, rührende, unterhaltende und beeindruckende Leben führen, über die man liebend gerne lesen würde. ○

Gegenrede

Gottesdienst ohne Maske

Der Papst zeigt, dass er sich im Glauben getragen fühlt. Die Kritiker an ihm ist unbegründet.

Von Franz-Xaver Hiestand



Will nahbar bleiben: Papst Franziskus.

Die *Weltwoche* unterstellt Papst Franziskus in ihrem «Essay der Woche» und auf dem Cover Unglauben und legt ihm nahe, abzudanken. Der Essay zeugt von einem Unbehagen. Alimentiert vom philosophischen Mahner Giorgio Agamben, lässt er die Frage durchscheinen: Sind der Papst, das ewige Rom und in seinem Gefolge die Schweizer Bischöfe bloss noch stumpfsinnig aufs Leben im Diesseits versessen?

Zeit seines Lebens sah sich Jorge Mario Bergoglio, wie der frühere Jesuit und jetzige Papst bürgerlich heisst, im Kreuzfeuer der Meinungen. Anhänger oder Gegner bewunderten oder verteufelten seine Denk- und Vorgangsweise. Manche nennen ihn ihren Retter, manche ihren Verräter. Für die einen verkörpert er das Ideal des heiligen Paulus, der «allen alles werden wollte» (1 Kor 9, 22), anderen gilt er als Inbegriff jesuitischer Verschlagenheit.

Pedro Arrupe, der frühere charismatische Generaloberer der Jesuiten, beauftragte ihn, eine innerjesuitische Revolte ins Leere laufen zu lassen. Bergoglio tat dies, obwohl er eher zu Arrupes Gegnern zählte. Einige Jahre später wiesen die Jesuiten Bergoglio noch ein Zimmer zu, aber kaum mehr eine Aufgabe. Er befand sich jahrelang in innerjesuitischer Quarantäne.

Später, Kardinal geworden, wurde Bergoglio 2007 von Kardinal Bertone, dem damals zweitwichtigsten Mann im Vatikan, ausersehen, den Jesuitenorden kommissarisch zu verwalten. Es kam nicht dazu. Eine Volte des Heiligen Geistes machte ihn 2013 zum Papst. Im ersten öffentlichen Interview wurde er gefragt, wer er sei. Er antwortete: «Ich bin ein Sünder, den der Herr angeschaut hat.» Das sei keine Pose. Man glaubt es ihm.

Jorge Bergoglio hat eine Verwandlung erfahren. Er lebt daraus, dass er sich von Gott angenommen fühlt trotz seiner bewegten, auch opaken Vergangenheit. Noch immer kann Franziskus rau reagieren. Und der beliebteste Film Argentiniens, «Relatos salvajes», eine Reihe von Episoden voller Gewalt und Vitalität, passt auch zu ihm. Aber dass er ungläubig wäre?

Raumöffnende Pässe

Mehrere Vatikan-Insider erzählen, dass Franziskus auch jetzt nahbar bleiben wolle, trotz lädiertes Lunge. Während der Kar- und Ostertage forderte er seinem Körper mehr ab als nötig. Selbst vom Händeschütteln soll er nicht ganz ablassen. Stets feiert er Gottesdienst ohne Maske und hält sich bei den Liturgien und den zugehörigen kontraintuitiven, gesundheitlichen Empfehlungen an den dafür zuständigen Kardinal Robert Sarah. Dieser zählt eher zu seinen theologischen Gegenspielern. Pragmatismus und Disziplin, ja. Aber Unglauben?

Notorisch hat sich Franziskus in seinen bisherigen Papstjahren ungeschützt von seinen Sicherheitsleuten entfernt, notorisch mit Worten und Gesten dokumentiert, dass er sich im Glauben getragen fühle. Indem er sich jetzt an die ärztlichen Vorschriften hält, signalisiert er Mündigkeit und religiöse Reife. Der früher sehr eigensinnige Fussballfan Franziskus ist ein Mannschaftsspieler geworden. Seit Beginn seines Pontifikats betont er, dass er nur raumöffnende Pässe schlagen könne. Es liegt an seinen Mitspielern und letztlich an uns allen, seine Absichten und Ideen kreativ umzusetzen.

Auch in früheren Jahrhunderten blieb der Papst in Pestzeiten in Rom. Doch Kardinäle kehrten in ihre Heimatbistümer zurück, um dort den Kranken und Verängstigten beizustehen. Ob die Kirchen vor Ort systemrelevant bleiben, hängt von uns hier ab. Nach der Pandemie wird man uns fragen, wo wir trösten, Not auffangen und kollektive existenzielle Tiefenerfahrungen ermöglichen konnten.

Franz-Xaver Hiestand SJ ist Jesuit. Er leitet das Aki, die katholische Hochschulgemeinde Zürich.

Wie man eine Welt neu aufbaut

Vor 75 Jahren lagen grosse Teile Europas in Trümmern – politisch, wirtschaftlich, humanitär. Die Stunde Null nach dem Zweiten Weltkrieg forderte auch die Schweiz heraus.

Von Christoph Mörgeli

Im Lauf des 8. Mai 1945 erhielt die Schweiz wie alle Welt durch übereinstimmende Meldungen aus Washington, London und Moskau die frohe Gewissheit: Hitler-Deutschland hatte bedingungslos kapituliert. Um acht Uhr abends läuteten sämtliche Kirchenglocken, um vom Abschluss des europäischen Krieges zu künden. Der Bundesrat empfahl der Bevölkerung, das Ereignis «würdig und besinnlich» zu begehen. Tatsächlich kam es vorerst noch nicht zu Ausbrüchen von Freudentaumel. Lediglich die Elsässer feierten die deutsche Niederlage so ausgelassen, dass sie in Basel mit Lampions und Fackeln zu Tausenden über die eben von den Stacheldrahtverhauen befreite Grenze strömten. Die überforderten Grenzwächter hatten ein Einsehen und verzichteten angesichts der Bedeutung des Tages darauf, vorschriftsgemäss von der Schusswaffe Gebrauch zu machen.

Eine-Milliarde-Franken-Spende

Am 9. Mai indessen feierten die Schweizerinnen und Schweizer ausgiebiger. Viele Geschäfte hatten «wegen Friedens» geschlossen, die Häuser waren beflaggt, Schulklassen strömten auf die Strassen und Plätze. In Zürich zogen auch die Konsulate ihre Fahnen auf – bloss die deutsche Niederlassung nicht, wo aus dem Kamin eine graue Rauchfahne als Zeuge verbrannter Akten entwich. Am See und vor den Gasthäusern herrschte heiteres Treiben, während in den überfüllten Stadtkirchen für die Verschonung vor Tod und Elend gedankt wurde. Eine Schar übermütiger Jugendlicher tanzte auf dem Bellevueplatz und zog nach Mitternacht durch die Bahnhofstrasse, wo unter grossem Gejohle die Scheiben des deutschen Reisebüros in die Brüche gingen.

Auch an diesem Freudentag sammelte die «Schweizerspende» zugunsten der Kriegsgeschädigten in achtzehn Ländern, wobei schliesslich vom Bund 150 Millionen, von Privaten 50 Millionen Franken zusammenkamen, nach heutigem Wert eine Milliarde Franken. Am Paradeplatz fand sich im ausgebreiteten Schweizer-Fahnen-Tuch neben vielen Münzen sogar eine Tausendernote, wie die Tagespresse rapportierte. Derweil zog ein Gewerkschaftssekretär an der SP-Manifestation gegen die «schweizerischen Financiers» vom Leder, die wie überhaupt die Bürgerlichen an der Zerschlagung der Arbeiterbewegung ihre Freude gehabt hätten. Die NZZ bilanzierte: «Zurück bleiben die Trümmer, die

eine auf brutale Eroberung und Gewalt aufgebaute Politik von der Wolga bis zur Westküste Frankreichs, vom Nordkap bis zu den Grenzen Ägyptens aufgehäuft hat.»

Erschütternde Kriegsbilanz

In Deutschland schlug nach dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Herrschaft die «Stunde null». Die Bilanz der Niederlage war ungeheuerlich: 6,3 Millionen deutsche Tote hatte der Krieg gefordert, darunter fast 5,2 Millionen Soldaten. Hinzu kamen etwa 6 Millionen von den Nazis ermordete Juden. Fast 11 Millionen Wehrmatsangehörige befanden sich nach Kriegsende in Gefangenschaft. 12 Millionen Menschen aus den östlichen Reichsgebieten wurden vertrieben oder suchten im Westen des Landes eine neue Heimat. Unzählige Flüchtlinge kamen ums Leben. Grössere und kleinere Städte waren ein einziges Trümmerfeld; in der Kölner Altstadt liess sich kein einziges Haus noch oberirdisch bewohnen. Man zählte nahezu 5 Millionen zerstörte oder beschädigte Wohnungen, zuzüglich der meisten wichtigen Industrieanlagen. Auch die Verkehrswege für Autos, Bahn oder Tram funktionierten nicht mehr.

Dazu hatte das nördliche Nachbarland seine Selbstbestimmung bedingungslos an die alliierte Militärbesatzung abgetreten. Chauvinismus, Rassenaberglaube und eine Kollektivethik, welche die Rechte des Individuums mit

Viele Schweizer erbarmten sich – sie schickten Nahrungsmittel und Hygieneartikel.

Füssen trat, waren aufs erbärmlichste demaskiert. Die meisten Deutschen mussten radikal umdenken, viele durch «Entnazifizierungsverfahren» vermeintlich umerzogen werden. Der insgesamt gelungene Demokratisierungsprozess war hauptsächlich eine Leistung der amerikanischen Besatzer. An den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen wurden ab 1946 die wichtigsten der noch lebenden

kriminellen Anführer zur Verantwortung gezogen. Die amerikanischen, englischen, französischen und sowjetischen Besatzer versuchten mit mehr oder weniger Erfolg, eine gewisse Ordnung ins Chaos zu bringen.

Voraussetzung zum Aufbau einer neuen Welt bildete die geistige Wende. Noch vor dem Prozess der Demokratisierung erlebte Deutschland eine Renaissance des Christentums. War der Nationalsozialismus letztlich nicht eine teuflische Ausgeburt der Gottlosigkeit? Der Basler Theologe Karl Barth mochte nicht in den Chor der Rachsüchtigen einstimmen, sondern rief den Deutschen in Anlehnung ans Matthäus-Evangelium bereits im April 1945 zu: «Her zu mir, ihr Unsympathischen, ihr bösen Hitlerbuben und -mädchen, ihr brutalen SS-Soldaten, ihr üblen Gestapo-Schurken, ihr traurigen Kompromissler und Kollaborationisten [...]. Her zu mir, ich kenne euch wohl, ich frage aber nicht, wer ihr seid und was ihr getan habt, ich sehe nur, dass ihr am Ende seid und wohl oder übel von vorne anfangen müsst, ich will euch erquicken, gerade mit euch will ich jetzt vom Nullpunkt her neu anfangen!»

Materielle und ideelle Hilfe

Es fehlte denn auch nicht an vielen Zeichen der gelebten Solidarität auch gegenüber den Deutschen, wobei dieser Humanität mitunter eine gewisse Abrechnungslust nach der erlittenen Bedrohung in die Quere kam. Doch viele Schweizer erbarmten sich; sie schickten zur Linderung von Hunger und Elend an Notleidende Pakete mit Nahrungsmitteln und Hygieneartikeln. Das Schweizerische Rote Kreuz (SRK) systematisierte diese «Liebesgaben» zu «Rotkreuzpaketen» mit Lebensmitteln und einem Seifenriegel von insgesamt elf Pfund Gewicht. Das IKRK bemühte sich um Flüchtlinge, Kriegsgefangene sowie Zwangsarbeiter und half bei Familienzusammenführungen. 180 000 kriegsgeschädigte Kinder, 44 000 davon aus Deutschland, wurden – koordiniert vom SRK – von 100 000 Schweizer Gastfamilien betreut. Mehr als zwei Millionen Kinder erhielten eine tägliche Mahlzeit, in vielen Städten in sogenannten Schweizer Dörfern, die man eilig aus Militärbaracken gezimmert hatte. Ein Jahr nach Kriegsende begannen in Trogen die Bauarbeiten für das Kinderdorf Pestalozzi.

Zur materiellen Hilfe kam die ideelle. Hermann Hesse, 1946 mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet, konnte im Krieg wie viele Exil-



«Leben ist immer lebensgefährlich.»



Schwungrad des deutschen Wiederaufbaus: Mitarbeiterinnen der «Schweizer Spende» verteilen Lebensmittel in einer Schule, Köln 1946.

schriftsteller nur in der Schweiz publizieren. Jetzt versahen die intakt gebliebenen Schweizer Verlage die nach Lesestoff dürstenden Deutschen mit guten Büchern. Auch zum wissenschaftlichen Austausch mit den Kriegsverlierern boten die Schweizer Universitäten rasch wieder Hand. Von 1939 bis 1945 unter einer gewissen Isolation leidend, hatten sich die hiesigen Hochschulen doch bemüht, den Anschluss an die nunmehr führende angelsächsische Forschung nicht zu verlieren. Auch im Fussball reichte unser Land 1950 dem sportlich noch immer geächteten Deutschland in einem legendären Freundschaftsspiel vor über 106 000 Zuschauern in Stuttgart die Hand zur Versöhnung.

Genfer Professor Röpke als Vordenker

Im Bereich der Aussenpolitik konnte sich die Schweiz mit den jetzt demokratisch organisierten Nachbarstaaten rasch ins Einvernehmen setzen. Bei der Vierten Republik Charles de Gaulles überwand die glückliche Besetzung des Botschafterpostens in Paris durch Carl Jacob Burckhardt die anfängliche Reserve. Mit der nunmehrigen Republik Italien schloss Bern schon Anfang 1947 ein Friedensabkommen. Vom amerikanischen Marshallplan zum wirtschaftlichen Wiederaufbau der kriegszerstörten Länder nahm die Schweiz keinerlei finanzielle Unterstützung in Anspruch. Sie schloss aber rasch Abkommen für den Güter-

austausch und finanzielle Transaktionen mit den jeweiligen Besatzungsmächten der Zonen ab. Die Währungsreform der drei Westzonen und der Weg zur wiederum souveränen Bundesrepublik wurden in der Schweiz lebhaft begrüsst, zumal das offizielle Bonn den liberalen Genfer Wirtschaftsprofessor Wilhelm Röpke als wichtigen Vordenker des deutschen Wirtschaftswunders hochschätzte.

Den mit Abstand wichtigsten Beitrag der Schweiz zum Wiederaufbau einer zerstörten Welt bildete ihre Wirtschaftsleistung. Dabei gehörte die Schweizer Bevölkerung keineswegs zu den «Kriegsgewinnlern». Die Wirtschaft aller Branchen und der Wohlstand gingen im Zweiten Weltkrieg deutlich zurück; nur dank nie ganz aussetzenden Rohstoff- und Nahrungsmittelimporten, Rationierung und Anbauschlacht war es einigermaßen gelungen, das Volk zu ernähren und zu kleiden. Weil die Industrieanlagen aber intakt und der Finanzplatz gestärkt aus dem Krieg hervorgingen, konnte 1945 das kriegsversehrte Europa mit vielerlei Gütern beliefert werden. Die international tätigen Unternehmen hatten gegenüber der kriegsgeschädigten Konkurrenz den Vorteil grösserer Kapitalreserven und einer vergleichsweise hohen Eigenfinanzierung. So mussten sie nicht mit Krediten praktisch bei null anfangen. Bereits 1946 erreichte das Nettosozialprodukt erneut Vorkriegs-

niveau. Die Löhne stiegen 1946 markant an. Schon in den fünfziger Jahren war Deutschland wie vor dem Krieg wieder wichtigster Handelspartner, der mehr importierte als exportierte.

Mit geschickten Massnahmen und Verträgen konnte sich das Land zum beidseitigen Nutzen am Wiederaufbau Europas beteiligen. Eine aktive Kreditpolitik unterstützte die Exportindustrie, verhinderte die befürchtete Nachkriegsdepression und sicherte künftige Absatzmärkte. Bald erlangte die Schweiz wieder eine starke Stellung im internationalen Kapitalmarkt. Die Exporte von Uhren und Luxuswaren, von Textilien, Maschinen, Medikamenten und Dienstleistungen von Banken und Versicherern nahmen einen ungeahnten Aufschwung. Im Sommer 1945 schloss die Schweiz mit den USA eine Vereinbarung über Erholungsaufenthalte amerikanischer Urlauber. Diese und die Olympischen Winterspiele von 1948 in St. Moritz kurbelten den Ausländertourismus wieder an.

Dafür, dass unser Land am Schwungrad des deutschen Wiederaufbaus so energisch gedreht hat, dankte die Zeitung *Die Welt* unlängst den Schweizern von damals wie jenen von heute: «Auch in den Führungszirkeln der deutschen Wirtschaft und Wissenschaft sowie in Show und Kultur setzen sie ihre Duftnoten oder verhindern Schlimmeres.» ○

«Anschlag auf die Menschheit»

Die Corona-Pandemie stürzt ganze Länder in den Ruin.

Nitsana Darshan-Leitner berät Kläger, die China zu Reparationszahlungen zu zwingen wollen. Die Juristin erklärt der *Weltwoche*, wie sie vorgehen will. Von Pierre Heumann

Rund um die Welt werden Stimmen lauter, die Klarheit über die Ursprünge der Corona-Pandemie verlangen. Die Volksrepublik China soll für die Schäden verantwortlich gemacht werden, die als Folge der Corona-Krise auf dem ganzen Globus entstanden sind. China droht eine riesige Prozesswelle. Zu den führenden Anwälten im rechtlichen Kampf, China zur Kasse zu bitten, gehört Nitsana Darshan-Leitner. Die israelische Juristin will den chinesischen Staat der Verletzung von Menschenrechten überführen. Weil sie mit Klagen dieser Art bereits reichlich Erfahrung gesammelt hat, ist sie derzeit eine gefragte Expertin für amerikanische Kanzleien, die ebenfalls gegen China vorgehen wollen. Ihr Standpunkt ist klar: «Was China in Wuhan gemacht hat, ist ein Terroranschlag auf die Menschheit.»

Gegen Mark Zuckerberg

Gerichtsverfahren gegen Terroristen und deren Hintermänner sind ihre Leidenschaft. Die 47-jährige Juristin führte Prozesse gegen die radikalislamische Hamas und gegen Staaten wie Syrien oder den Iran, die gewalttätige Gruppen unterstützen. Sie lässt sich durch nichts einschüchtern. So nahm sie Nordkorea als Staat ins Visier, weil er Terrororganisationen unterstütze, oder sie ging gegen den Missbrauch sozialer Medien durch Terroristen vor und legte sich mit Facebook-Gründer Mark Zuckerberg an. Und jetzt also China, gegen das sie vor dem Obersten Gerichtshof der USA klagen will.

Dass das eine höchst komplexe Sache sein wird – darüber macht sie sich keine Illusionen. «Ich muss mehrere Hürden überwinden», sagt sie im Gespräch mit der *Weltwoche*. Erstens habe sie zu beweisen, dass der chinesische Staat den Schaden tatsächlich verursacht hat: «Ich muss belegen können, dass China fahrlässig oder böse gehandelt hat.» Sie wird zum Beispiel argumentieren, dass das Regime die Weltgesundheitsorganisation (WHO) nicht rechtzeitig über den Erreger Sars-CoV-2 informiert und den Ausbruch der Krankheit Covid-19 anfänglich verheimlicht habe. «Dadurch ging Zeit verloren, um Menschenleben zu retten.» Soll China zur Rechenschaft gezogen werden, muss zudem der Nachweis gelingen, dass das Virus von einem Labor oder einem Wildtiermarkt in Wu-



China soll zur Rechenschaft gezogen werden: Anwältin Darshan-Leitner.

han stammt. Danach müsste die Anklage zeigen, dass der Staat die Aktivitäten angeordnet oder beaufsichtigt hatte.

Als ob das nicht schon komplex genug wäre, kommt eine weitere Hürde hinzu: die Aufhebung der staatlichen Immunität. Die Staatenimmunität – sie gehört zu den grundlegenden Prinzipien des Völkerrechts – garantiert jedem Staat, dass er nicht vor ein ausländisches Gericht gezerrt werden kann. Dieser Grundsatz – seine Ursprünge gehen auf das Ende des Dreissigjährigen Krieges 1648 zurück – wurde in den vergangenen Jahrzehnten im Falle von Terroranschlägen und Menschenrechtsverletzungen aufgeweicht, vor allem in den USA und in Kanada. Falls ein ausländischer Staat Terrorgruppen unterstützt und es sich bei den Opfern um US-Bürger handelt, müssen amerikanische Gerichte seit 1976 Klagen gegen den Staat zulassen. Deshalb werde Darshan-Leitner versuchen, die Corona-Krise auf die Ebene eines Terroran-

schlags zu stellen. «Damit eine Klage gegen China von einem US-Gericht zugelassen wird, muss ich nachweisen, dass Chinas Vergehen so gravierend war, dass der Staat seine Immunität verliert.»

Wenn die Fragen geklärt sind, ob dem Staat eine Schuld für die Corona-Krise nachgewiesen und ob der Staat angeklagt werden kann, kommt der nächste Schritt: die Schätzung, wie hoch der Schaden ist. Das sei schon bei individuellen Klagen schwierig: «Bei einer Sammelklage werden die Forderungen aller Kläger zusammen aufgerechnet.»

Über die Höhe der einzuklagenden Schadenssumme will sich Darshan-Leitner nicht äussern. Viele Fragen müssten geklärt werden – zum Beispiel Entschädigungen für Corona-Kranke und für die Hinterbliebenen von Corona-Opfern sowie für die Schäden infolge von Arbeitslosigkeit oder Konkursen.

Das Klima für Corona-Klagen gegen China ist günstig. US-Präsident Trump wirft China gravierendes Fehlverhalten vor. In der Volksrepublik seien «eindeutig Dinge passiert, von denen wir nichts wissen», zitiert die *Financial Times* Frankreichs Präsidenten Macron. Die fehlende Transparenz Pekings habe europäische Staaten ins Messer laufen lassen, heisst es seitens der britischen Regierung. In Afrika, wo China mit massiven Investitionen präsent ist, werfen

fast zwei Dutzend Staaten Peking «Heuchelei und Hybris» vor. Australiens Aussenministerin Marise Payne bringt auf den Punkt, was international an Sukkurs gewinnt: eine «unabhängige, internationale Untersuchung über die Herkunft des Coronavirus in Wuhan».

Bis jetzt wurden in den USA mindestens vier Sammelklagen gegen China eingereicht, die den Staat für die Krise verantwortlich machen und Schadenersatz fordern. Missouri und Mississippi sind bereits aktiv geworden. In Kalifornien und in Florida wurden ebenfalls Sammelklagen im Namen von KMU und Bürgern deponiert. Wie hoch die insgesamt geforderten Reparationszahlungen ausfallen werden, ist derzeit offen. Erste Schätzungen nennen aber astronomisch hohe Summen. So veranschlagt eine britische Denkfabrik, die Henry Jackson Society, den einzuklagenden Schaden der G-7-Länder auf 6,3 Billionen Dollar – die Hälfte des chinesischen Bruttosozialprodukts. ○

Unheimlicher Verdacht

Ein Bericht westlicher Geheimdienste dokumentiert die verheerende Rolle Pekings bei der Pandemie. Die Frage, ob das Virus durch ein Laborleck in die Welt kam, rückt in den Fokus.

Von Urs Gehriger

Mit Hochdruck untersuchen westliche Geheimdienste Chinas Rolle bei der Entstehung der Corona-Pandemie – und sind offenbar fündig geworden. Gemäss einem Dossier der Five Eyes, eines Zusammenschlusses der Nachrichtendienste der USA, Grossbritanniens, Kanadas, Australiens und Neuseelands, hat China die Welt systematisch belogen und betrogen.*

Das fünfzehnteitige Dokument, aus dem die australische Zeitung *The Daily Telegraph* exklusiv zitiert, führt aus, wie die Kommunistische Partei Chinas Informationen vertuschte, warnende Wissenschaftler verstummen liess und wider besseres Wissen behauptete, das Virus könne nicht von Mensch zu Mensch übertragen werden. Derweil habe sich Peking geweigert, internationale Wissenschaftler, die an einem Impfstoff arbeiten, mit lebenden Virusproben zu versorgen. Bis dato ungeklärt sind die beiden Schlüsselfragen: Wie und wo wurde das tödliche Virus auf den Menschen übertragen? Im Fokus steht das Hochsicherheitslabor am Institut für Virologie in Wuhan. Gemäss Dossier untersuchen die Dienste, ob das Virus versehentlich aus diesem Labor entwichen ist.

Experimente mit Killer-Viren

Eine überwältigende Mehrheit der sachkundigen Wissenschaftler ist überzeugt, dass das Virus aus der freien Natur stammt. Doch abwegig ist die Labor-Leck-These nicht. Wiederholt sind hochgefährliche Viren aus Sicherheitslaboratorien entwichen. Für Nervosität sorgte ein Fall von 2004. «Sars entwich zweimal aus dem Labor in Peking», berichtete die Fachzeitschrift *The Scientist*. Zwei Forscher hatten sich bei separaten Vorfällen mit dem Sars-Coronavirus infiziert und dieses in die Aussenwelt getragen. 2017 warnte die Zeitschrift, die hierarchisch strukturierte Gesellschaft und Arbeitswelt in China würden solche Labors zu einem erheblichen Risikofaktor machen.

Am Wochenende erhielt die Labor-Leck-Theorie neuen Auftrieb von höchster Warte. US-Aussenminister Mike Pompeo sagte im Interview mit dem Sender ABC: «Ich kann Ihnen sagen, dass es eine beträchtliche Menge an Beweisen dafür gibt, dass es aus diesem Labor in Wuhan kam.» Dem Publikum präsentierte er allerdings keinen einzigen. Wer sich an den Irakkrieg erinnert, reagiert auf unbelegte «Beweise» wohlweislich skeptisch.

Zweifel an der Sicherheit des Wuhan-Labors kamen indessen bereits beim Bau auf. Chinesische Firmen würden mit minderwertigen Mate-

rialien und zu tiefen Preisen bauen, hiess es von Experten aus Frankreich, das am Projekt beteiligt war. Die französische Firma Technip, die den Bau in Wuhan zertifizieren sollte, «zog sich zurück und verweigerte die Abnahme aus rechtlichen Bedenken», schreibt die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* in einem Hintergrundartikel über das Labor. Auch in anderen Labors in Wuhan seien eklatante Mängel beobachtet worden. Forscher aus Frankreich hätten sich bei Besuchen «entsetzt» gezeigt «über den nachlässigen Umgang mit kontaminiertem Forschungsmaterial».

Diese Sicherheitsbedenken wiegen schwer in Anbetracht der Experimente, die in Wuhan und anderen Laboratorien im Land durchgeführt werden. So haben Chinas führende Virologin Shi Zhengli, bekannt als «Fledermausfrau» (*Weltwoche* Nr. 16/20), und ihr Forscherteam tödliche Coronaviren mit hochriskanten Methoden genetisch verändert. Im Fachjargon spricht man von *gain-of-function*-Experimenten. Dabei geht es um Versuche, Erreger im Labor «aufzurüsten». Das Resultat sind Erreger, die viel gefährlicher sind als im Naturzustand. Hinter der Forschungsmethode steht offiziell die hehre Absicht, mehr über die Übertragung von Seuchen und die «Tricks» herauszufinden, die Viren anwenden, um das Immunsystem zu überlisten. Doch bei den Experimenten können Killerviren entstehen, die durch Impfungen und Gegenmittel nicht unschädlich gemacht werden und als Bio-Waffen eingesetzt werden könnten.

Bei solchen Versuchen kamen Shi Zhengli und ein internationales Forschungsteam zum Schluss, dass manipulierte, Sars-ähnliche Coronaviren direkt auf den Menschen überspringen könnten – und dass es keine Behandlung gebe, die Infizierten helfen könne. In der Studie, die in der Zeitschrift *Nature* über das Experiment veröffentlicht wurde, weisen die Forscher explizit auf die Gefahr der von ihnen durchgeführten Arbeiten mit solchen «Chimären-Viren» hin. Einer der Co-Autoren von Shi sagte damals im Interview mit *Science Daily*: «Dieses Virus ist hochgradig pathogen», und Behandlungen «können dieses spezielle Virus nicht neutralisieren und kontrollieren».

Das hinderte «Fledermausfrau» Shi und andere Forscher nicht daran, mit den riskanten Experimenten fortzufahren. Shis unmittelbare Reaktion auf die neuartige Lungenkrankheit zeugt davon, dass sie selbst nicht restlos von den Sicherheitsstandards ihres Labors überzeugt ist. Sie habe «schlaflose Nächte» verbracht und sich mit der Frage gequält: «Könnte das Virus aus unserem Labor stammen?»

Inzwischen hat sie ein Labor-Leck kategorisch ausgeschlossen. Und Peking verweigert ausländischen Experten, auch jenen der Weltgesundheitsorganisation (WHO), den Zutritt zum umstrittenen Labor und zu anderen Einrichtungen im Land. Und schürt damit den unheimlichen Verdacht.

*Die im Artikel verwendeten Quellen sind nachzulesen auf www.weltwoche.ch/Dokumente



«Schlaflose Nächte»: Virologin Shi Zhengli im P4-Labor in Wuhan.

In der eigenen Falle

Von Hansrudolf Kamer — Die Demokraten haben Zweifel an ihrem Kandidaten. Die Schwächen Joe Bidens sind unübersehbar.



Vorwürfe sexueller Übergriffe spalten die Partei und entlarven ihre Heuchler.

Trump oder Biden? Die Amerikaner wählen im November zwischen diesen beiden älteren Herren. Oder

doch nicht? Die New York Times, gewöhnlich das Parteiblatt der Demokraten, verhält sich jüngst eher merkwürdig. Sie unterminiert den ehemaligen Vizepräsidenten Joe Biden, den eigenen Champion.

Das Thema sind Anklagen sexueller Übergriffe. Eine ehemalige Mitarbeiterin, Tara Reade, behauptet, Biden habe sie 1993 in einem Senatsgebäude belästigt und handgreiflich bedrängt. Das ist lange her und rechtlich verjährt, aber politisch nach wie vor brisant, zumal bei den Demokraten.

Die heute 56-jährige Reade machte ihre Anklage schon am 26. März publik, aber die meisten Medien, die mit den Demokraten sympathisieren, hielten die Sache unter dem Deckel. Der Blackout dauerte drei Wochen, bis die Times und die Washington Post erste Artikel brachten und Reades Äusserungen skeptisch behandelten.

Dann aber bestätigten Freunde und Bekannte, fast alle Demokraten, dass Reade sie über den Vorfall Mitte der neunziger Jahre in Kenntnis gesetzt hatte. Ausserdem wurde ein Telefonanruf von Reades Mutter bei «Larry King Live», einer beliebten Call-in-Sendung, bekannt. Die Mauer begann abzubröckeln.

Biden war gezwungen, sein Schweigen zu brechen. In einer TV-Sendung erklärte er, der Vorfall habe nie stattgefunden. Aussage gegen Aussage, beweisen lässt sich wohl nichts, so weit nichts Neues. An Präsident Trump war das Sex-Thema im Wahlkampf 2016 durcheinandergerollt worden, mit bekanntem Resultat.

Später gaben die Übergriffe des Filmmoguls Harvey Weinstein Anlass zu einer ganzen Welle ähnlicher Beschuldigungen – die Geburtsstunde der #MeToo-Bewegung. Honoräre Größen in Politik, Medienwelt und Unterhaltungsbranche wurden zu Fall gebracht. Einige «überlebten», wie etwa Woody Allen, dessen witzige Autobiografie sich inzwischen gut verkauft.

Politisch versuchten die Demokraten, auf der #MeToo-Welle den von Trump für den Supreme Court nominierten Richter Brett Kavanaugh zu fällen. Es kam zu einem wilden

Schlagabtausch. Damals hausierten prominente Demokraten mit dem Slogan, einer Frau müsse in diesen Fällen immer «geglaubt» werden – so an vorderster Front auch Joe Biden. «Due process», ein ordentliches Verfahren, sei hier nicht relevant.

Nun versucht Biden, sich herauszuwinden. Er habe nur gesagt, eine Frau müsse «angehört», dann müsse untersucht werden. Das wird ihn nicht retten, denn als Vizepräsident unterstützte er Obama, als dieser die Universitäten anwies, man solle Vergewaltigungsklagen zum Nennwert nehmen und nicht weiter überprüfen.

Klub reicher, alter, weisser Männer

Trump hat einen handfesten Vorteil. Er überstand eine beispiellose demokratische Grossoffensive – Sex, Russland, Impeachment. Viel Neues ist kaum zu holen. Biden dagegen steckt in der Bredouille. Wegen der Corona-Krise hat er sich in das Basement seines Hauses in Wilmington verzogen, von wo er sich periodisch zu Wort meldet.

Auch hier verwechselt er Themen, Zahlen und Orte und kommt nicht auf Touren. Das *New York Magazine* stellte ohne Ironie fest, Biden sei am besten, wenn er weder spreche noch in der Öffentlichkeit erscheine. Nun müsse er wohl die Strategie ändern. So alt oder gar senil wie Biden sah auch Bob Dole nicht

aus, als er 1996 vom Wahlkampfpodium purzelte und gegen Bill Clinton verlor.

Noch bevor Biden abtauchte, gab er bekannt, er werde eine Politikerin auf sein Ticket nehmen. Doch als Leiter des Auswahlkomitees bestimmte er ausgerechnet den ehemaligen Senator Chris Dodd, gegen den ähnliche Sexvorwürfe im Raum stehen. Die demokratische Führung ist unverkennbar ein Klub reicher, alter, weisser Männer, während die Basis ganz anders aussieht. Darin liegt Sprengstoff.

In der misslichen Lage hat die New York Times begonnen, neue Wege auszubaldowern. In einem Meinungsartikel wird das Offensichtliche konstatiert: Die Heuchelei der Demokraten in den Fällen Kavanaugh und Biden diskreditiere das Unterfangen, bei der weiblichen Wählerschaft zu punkten. Jede Frau, die auf einem Ticket mit Biden Platz nehme, wäre in einer vergifteten Partnerschaft, schrieb die Autorin. Um die Fortschritte bei der Abwehr sexueller Gewalt für die Opfer zu bewahren und ihre eigenen Chancen für den November zu verbessern, müssten die Demokraten eine neue Strategie entwickeln – eine ohne Biden.

Diese Meinung teilt allerdings die Senatorin Elizabeth Warren nicht, die sich als Partnerin Bidens selber anbot. Sie hatte im Wahlkampf Biden vorsorglich geschont, aber Mike Bloomberg wegen dessen «Frauenbild» scharf angegriffen. Hypokrisie ist geschlechterneutral.

Woher kommen die Querschüsse? Nicht von Trump oder professionellen republikanischen «Dreckschleudern». Ein Schelm, wer Böses dabei denkt. Ist es der linke Parteiflügel, der Biden sabotiert? Der Parteikonvent in Milwaukee wurde um einen Monat auf Mitte August verschoben. An sich genügend Zeit, um Biden auszubooten.



Woher kommen die Querschüsse? Ex-Vizepräsident Biden.



Vormittags:
**Beratung
mit Termin.**
Das ganze
Fachgeschäft
nur für Sie!

Schlafwohl

Markenmatratzen & Bettsysteme

Comeback am 11. Mai 2020

Das Bettenfachgeschäft Schlafwohl setzt mehr denn je auf kompetente und neu auch auf exklusive Fachberatungen. Ab Montag 11. Mai bietet Schlafwohl in allen 9 Filialen jeweils vormittags und über Mittag von 9h bis 14h exklusive Beratungen mit Termin an. Per sofort können die Kunden telefonisch einen Beratungstermin vereinbaren und geniessen eine exklusive Beratung ohne jegliche Verpflichtung. Während der Beratung befindet sich jeweils nur eine Kundenpartei in der Filiale.

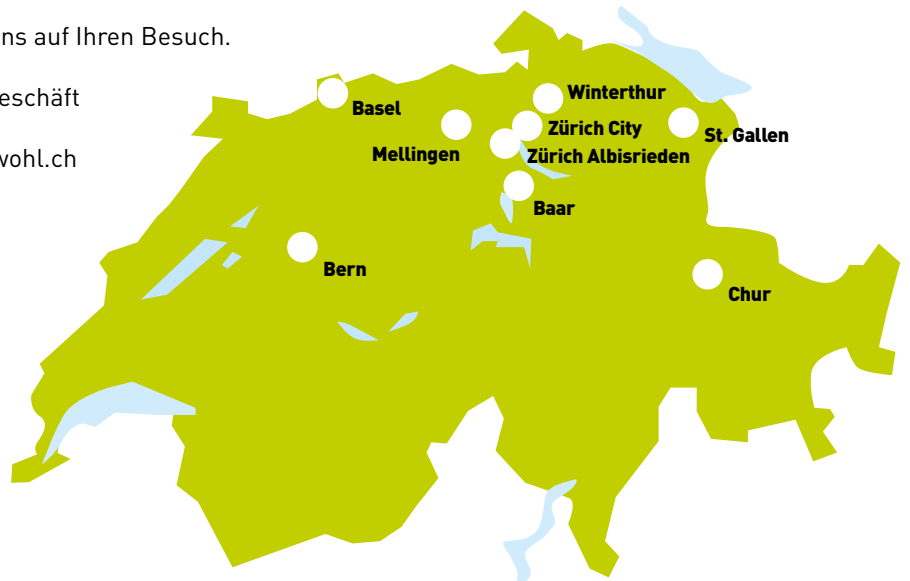
Selbstverständlich profitieren weiterhin alle Kunden von den bewährten Schlafwohl-Serviceleistungen: Unabhängige Fachberatung, Probeschlafen Zuhause und gratis Liefer-

service inkl. Montage und Entsorgung. Nach einer Beratung garantiert Schlafwohl allen Kunden, dass sie den besten Preis erhalten.

Vereinbaren Sie einen exklusiven Beratungstermin: Tel. 044 700 01 09

Wir freuen uns auf Ihren Besuch.

Bettenfachgeschäft
Schlafwohl
www.schlafwohl.ch



Die meistgewählten Matratzen im Vergleich



* Die meistgewählten Matratzen der einzelnen Marken bei Schlafwohl (2019).

Schlafwohl Services:



Kompetente und exklusive
Fachberatung



Beste Preise
garantiert



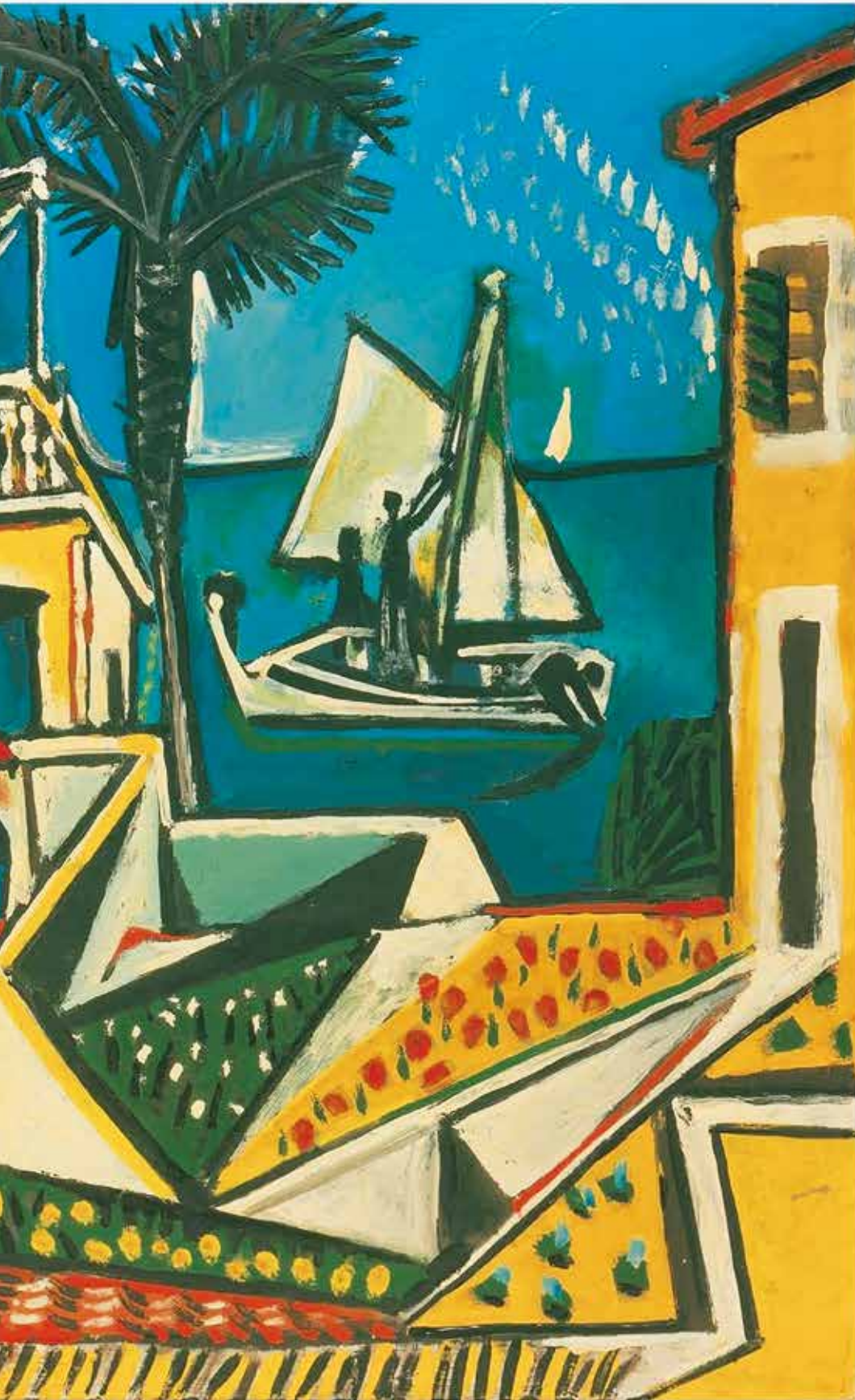
Probeschlafen
zu Hause



Gratis Lieferung,
Montage + Entsorgung



Ein Haus am Meer ist wie ein Herz in der Seele: Pablo Picassos «Mittelmeerlandschaft» (1952).



Meeresrauschen

Von Michael Bahnerth

Noch nie schien das Mittelmeer unerreichbarer wie dieser Tage, und doch scheint es jenem, dem es ein Teil seines Lebens und auch seiner Liebe geworden ist, noch nie so nahe. Es ist die unstillbare Sehnsucht nach ihm, die es nahen lässt und rauschen im Ozean jener Seelen, die ihm verfallen sind. Liebe ist vor ihrer Erfüllung immer eine Sehnsucht, und nach der Erfüllung verpuppt sie sich erneut in ihrem Kokon und wächst so lange, bis sie wieder ein Schmetterling ist.

Die meisten Menschen, wenn sie gesund sind, sehnen sich nach Menschen und Landschaften, wobei die Liebe zu einer Landschaft weniger abnützlich erscheint. Das mag daran liegen, dass Landschaften verlässlicher und beständiger sind als Menschen und dass sie in einem andern Tonfall zu einem sprechen. Sie brauchen keine Worte, ihre Sprache ist weniger Mathematik, wie Aristoteles meinte, sondern eher Musik. Meistens jedenfalls, auch Landschaften sind missgelaunt, schreien hin und wieder, anstatt zu singen, und trampeln einem gelegentlich auf der Seele herum. Aber nie so sehr wie Menschen.

Ein Haus am Meer ist in etwa dasselbe wie ein Herz in der Seele. Beide sind ein lebendiges Bollwerk gegen die unvergängliche Sinnlosigkeit des Seins. Es kommt nicht von ungefähr, dass alles Wesentliche unserer Zeit an den Gestaden des Mittelmeeres einen fast palastähnlichen Garten fand, in dem es Form und Farbe annehmen konnte, die sind wie Blüten des Seins. Vielleicht rührt unsere Sehnsucht nach dem Mittelmeer daher; weil es unsere kognitive Plazenta ist.

1952 malte Picasso dieses Gemälde, die «Mittelmeerlandschaft». Seine innere Landschaft war entgegen der klaren Linien seines leicht kubistisch verschachtelten Hauses am Zerfließen. Ein schönes Haus, durchflutet von Farbe und Licht, aber doch menschenleer. Die Menschen sind auf dem Boot vor dem Haus, das auf Wind zu warten scheint. Drei Personen sind es, zwei stehen beisammen, die dritte am Heck scheint sich im Meer zu verflüssigen. Das war Picassos Leben 1952. Er wird sich trennen von seiner Lebensgefährtin Françoise Gilot, sie ist die Frau, die verwässert. Und auf neue Fahrt gehen mit seiner neuen Lebensgefährtin Jacqueline Roque.

Der Wind, der ihre Segel blähen wird, ist derselbe, der in alle Segel dieser Welt weht, ihre Reise ist die Reise aller, der Weg durch die Landschaften des Lebens, durch die Schwerkraft der Zeit, und das zeitlose Pochen der Sehnsucht ist der Weg des Menschen, und manchmal badet er in den Fluten seines Seins, bis die nächste Ebbe kommt.

Brief an ein Monument

250 Jahre Beethoven – wie man dem Komponisten mit dem heiligmässigen Ruf näherkommt.

Von Thomas Wördehoff

Lieber Beethoven

Immer und immer wieder habe ich diesen Brief an Dich vor mir hergeschoben. Da war nicht nur Willensschwäche im Spiel (das auch!) – es waren tausend andere Dinge, die eine Rolle spielten, Dinge, über die Du vielleicht lächelst. Eine wichtige Überlegung nahm Zeit in Anspruch: Wie spricht man Ludwig van Beethoven an? Du hast Dich vermutlich an das ehrfürchtige «Maestro» gewöhnt, aber mir kräuseln sich die Fussnägel, wenn ich nur daran denke. Dein heiligmässiger Ruf nervt mich nur noch. Übrigens hält er viele Menschen davon ab, sich unbefangen mit Dir und Deinem Werk zu beschäftigen. Doch davon später mehr.

Der Pluralis Majestatis fühlte sich «Euch» gegenüber als Anrede schon sehr affektiert an, das heute übliche «Sie» ist mir zu kühl. Denn eines war mir von Anfang an wichtig: Ich wollte ohne Umschweife mit Dir reden, so als wären wir miteinander schon lange bekannt. Ein bisschen konnte ich mich ja bereits in Deine Lebensumstände einpendeln: Mehrfach war ich beim «Pfarrwirt» draussen in Heiligenstadt, wo ich unter dem Baum auf «Deiner» Bank gesessen «bin» (wie die Wiener noch heute sagen). Einige Viertel Messwein habe ich dort getrunken, und ausserdem hab ich Deine Wohnungen besucht.

Es sieht dort mittlerweile aus wie im Museum – mir ein bisschen allzu aufgeräumt. Auf einer aquarellierten Radierung eines Johann Nepomuk Hoechle (sinnigerweise ein bekannter «Bataillenmaler» zu Deiner Zeit) kann man Dein Wohn- und Musikzimmer im Schwarzschanierhaus in Wien betrachten, wie es etwa 1827 ausgesehen haben soll. Kein Schlachtfeld, aber immerhin: Kreuz und quer liegt da allerlei Zeug auf dem Flügel, Bücher, Zeitungen, Kerzen und natürlich Notenpapier.

Und auch Dein Bücherregal lässt keinerlei Rückschlüsse auf übertriebene Pedanterie zu.



«Fantasie ist eine wunderbare Eigenschaft, aber man muss sie im Zaum halten.»

Ich nehme an, Hoechle hat mit seiner Skizze schwer untertrieben (sicher sind Dir die Gerüchte über schimmelige Essensreste, ausgelaufene Weinflaschen, fleckige Hemden und allerlei sonstigen Unrat in Deinen Gemächern bekannt). Sei Dir sicher: Mir haben seine rücksichtsvollen Andeutungen gutgetan – sie sind ein zumindest kleines Indiz für Deine irdischen Reflexe.

Ich habe noch nie an einen Toten geschrieben. Dass ich mich jetzt doch dazu entschlossen habe, hat vor allem einen Grund: Seit November letzten Jahres scharren die Zeitungen weltweit mit den Füssen, wann sie die erste Beethoven-Artikelserie, die erste Beethoven-Beilage, die weltweit erste Beethoven-Neuigkeit auf den Markt werfen können. Schon jetzt sind unzählige aktuelle Würdigungen Deines Schaffens erschienen, über Gebühr dokumentieren die Autoren ihr Wissen und ihre Bewunderung für Dein Werk – vor allem sind diese Artikel beneidenswert beeindruckende Zurschaustellungen der musikalischen Kompetenz. Bevor ich es vergesse: Deine 10. Sinfonie steht kurz vor der Vollenendung durch ein Team von Experten.

Nicht, dass ich gegen Eitelkeit wäre. Im Gegenteil: Ohne die Mühe, sich selbst die beste Beleuchtung angedeihen zu lassen, wäre die Welt sehr viel eintöniger. Stell Dir vor, Goethe (Du hast ihn ja kennengelernt) hätte sein Licht unter den Scheffel gestellt! Oder Mozart. Wagner! Karl Lagerfeld!!! Ein gewisser Dr. Bursy, der Dich um 1815 in Deiner Wiener Wohnung in der Seilerstätte besuchte, notierte viele Jahre später, er habe gehört, Du seist «eitel» gewesen, daher sei Dir wohl Deine Taubheit «besonders lästig» gewesen. Hattest Du nicht ganz andere Sorgen mit dem schwindenden Gehör, als in Deiner Eitelkeit verletzt zu werden?

Wie dem auch sei – lass uns nicht zu sehr in der Vergangenheit wühlen, sondern zusammen ein paar Blicke in unsere Gegenwart riskieren. Passend zu diesen Zeiten, in denen man ja vorerst eh nur in der eigenen Fantasie einkehren kann, wobei ich Dir gestehe, dass sich das auch sehr gut mit diversen Veltlinern in den einschlägigen Schanigärten von Wien durchführen liesse.

Wobei..., schon bei dieser kleinen Abschweifung gerate ich ins Stocken. Ist es wirklich denkbar, mit Dir nachmittags durchs heutige Wien zu flanieren, einen Kleinen Braunen im «Café Sperl» zu nehmen, um dann später



Ureigenes Erleben: Ludwig van Beethoven

vielleicht bei irgendeinem Wirt in der Josefstadt zu versacken? Ja, warum denn nicht?, wirst Du jetzt fragen. Darauf kann ich nur

Ist es wirklich denkbar, mit Dir nachmittags durchs heutige Wien zu flanieren?

sagen: weil Du ein Monument bist. Ein Monument, wie es zu Deiner Zeit allenfalls Bach war, Michelangelo vielleicht – Goethe nicht mal



(1770 – 1827).

ansatzweise. Dein Werk ist heutzutage unangreifbar. Kein Mensch würde es wagen, über Deine Fünfte oder – undenkbar – über Deine Neunte herzuführen. Zwar nimmt Dein Publikum mehrheitlich nur die «Ode an die Freude» zur Kenntnis, aber das geschieht nicht, weil es die ersten drei Sätze nicht auch schätzen würde – sie sind ihm einfach nur kompliziert. Und mit der «Ode an die Freude» ist Dir tatsächlich ein unfehlbares Stück Popmusik geglückt (Du würdest es wohl «Volksgut» nennen). Es hat nicht nur die Jahrhun-

derte überdauert, sondern wurde auch noch zur Hymne der Europäischen Union erwählt und wird daher bei jeder sich bietenden Gelegenheit abgespielt. Mit dem Ergebnis: Ich kann es nicht mehr ertragen!

Jüngste Kapriole um Deine «Ode» ist vermutlich das Demonstrationsvideo der EU-Kommissionspräsidentin, die sich im Lavabo einer trostlosen Grossraumtoilette mit äusserster Akribie ihre Hände wäscht, um uns zu veranschaulichen, wie man sich die Hände

wirklich gründlich wäscht – wenn draussen das Virus tobt. Und wirklich tiefenreinigend klappt das wohl nur, wenn man dabei Deine «Ode an die Freude» summt. Wie Ursula von der Leyen eben. Da wird allerdings der Schiller gleich mit herausgewaschen, und von Deinem Stück bleibt nur noch ein schaumgebremstes Lalala.

Dabei habe ich nichts dagegen, wenn jemand auf dem Klo «Für Elise» trällert. Es elektrisiert mich geradezu, wenn die unantastbare Ikone auf Augenhöhe zum schäbigen Alltag

Im richtigen Kontext kann Deine Musik sogar politisch hoch brisant wirken.

gerät. Bei der Waschung im Filmchen dagegen legt sich die verlogene wohlmeinende Botschaft wie ein klebriger Schleim über Deine Melodie – und die hat mit Hygiene-Lehrgängen aus dem WC nun wirklich gar nichts zu tun.

Entschuldige diesen frühen Ausbruch, aber wie der Titel es schon andeutet, ist der 4. Satz Deiner 9. Sinfonie ja wohl ein Loblied an die Freude, also die Fähigkeit, sich uneingeschränkt und unverstellt einem Glückszustand hinzugeben. Diese Hochstimmung lässt uns, glauben wir Friedrich Schiller, näher zusammenrücken – «Alle Menschen werden Brüder». Wenn nun ein Staatenverbund aus 27 Mitgliedern wie die EU, also eine der mächtigsten Institutionen der Welt, aus einem Deiner Hauptwerke einen Satz herauslöst, um ihn umzudeuten, amputiert sie damit Dein Opus 125 auf ziemlich manipulative Weise. Versteh mich bitte nicht miss: Die europäische Einigung ist eine fantastische Sache (Du wärst ein absoluter Fan!), aber wenn Du beispielsweise Politiker wie Viktor Orbán oder Jaroslaw Kaczynski erwischen würdest, wie sie angesichts ihrer Flüchtlingspolitik «Alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt» singen, würdest Du wohl vor den Europäischen Gerichtshof ziehen.

Lieber Beethoven, die Frage, ob uns Deine Musik fast 200 Jahre nach Deinem Tod tatsächlich noch etwas zu sagen hat, wäre damit fast schon beantwortet. Im richtigen Kontext kann sie sogar politisch hoch brisant wirken – nur nicht unbedingt beim Händewaschen. Die Kontexte für Deine berühmten Hits müssten wieder sorgfältiger bestimmt werden. Immer muss ich an den Vorschlag des amerikanischen Theaterregisseurs Peter Sellars denken, der sich anlässlich eines Mozart-Gedenkjahres gewünscht hatte, man möge ein Jahr keine Kompositionen Deines Kollegen hören – um nach diesem Moratorium wieder für seine Musik brennen zu können. Der Wunsch von Sellars geht nun 2020 auf grausame Weise mit Deinem Werk in Erfüllung: Mit der derzeitigen

Aussetzung von Konzerten, Festivals und Opernaufführungen werden wir auch verschont von einer tatsächlich Ohren betäubenden Flut Beethoven, die über uns hereingebrochen wäre! Stattdessen haben wir allerdings Corona. Beschissene Alternative.

Man erzählt sich, dass Du sehr aufbrausend und impulsiv warst, dass Du Leuten, die meinten, sie könnten sich nach Konzertbeginn noch unterhalten, lautstark den Marsch geblasen hast. Du hast den selbstbewussten «Künstler» erfunden – hast also, gegen alle Widerstände, die Zuweisung in den Rang eines subalternen Dienstleisters zurückgewiesen. Du warst der erste Komponist, der im vollen Bewusstsein seiner Bedeutung in die Welt der Fürsten und Adligen trat und mit stolzeschwellter Brust befand: «Ich bin Beethoven!» Kein Knecht, kein Untertan – Beethoven. Das ist toll, und das hat das Bild des Künstlers und des Stars bis heute geprägt. Allerdings nicht nur zum Besten.

Hattest Du Dich endlich mit ungebärdig selbstbewusstem Auftreten aus der dienenden Position befreit, die eine blasierete, trotz Französischer Revolution auf ihren Vorrechten beharrende Aristokratie den Künstlern immer noch zuwies, haben einige Deiner Nachfolger und mit ihnen das Bürgertum des 19. Jahrhunderts wohl einiges in den falschen Hals bekommen. Nicht nur der Dirigent erschien auf der Bildfläche, die Szene parfümierte sich nach und nach mit einer fast religiösen Aura. Kunst und Künstler wurden anbetungswürdig: Besonders Richard Wagner wusste das plüschige Gedöns, das schliesslich vermögende Fans wie Ludwig II. um ihn und seine «heil'ge deutsche Kunst» veranstalteten, zu nutzen. Mit der Mystifizierung konnte es nicht ausbleiben, dass Kunst gedeutet wurde – die «Eingeweihten» betreten die Bühne.

Wohlgemerkt: Respekt, Liebe und Leidenschaft für Komponisten, Maler, Tänzer, Schriftsteller, Baumeister und ihr Werk finde ich wunderbar. Ich glaube allerdings, dass der grösste Feind Deines (und nicht nur Deines) Werks von einem Schutzschild aus Anmassung, falscher Demut und herablassender Kennerschaft bewacht wird, der vielen Menschen unnötigerweise den Zugang zu Dir und Deiner Musik wenn nicht verwehrt, dann doch unnötig erschwert.

Von einer ziemlich bedenklichen Erfahrung, die ich immer wieder gemacht habe, muss ich Dir erzählen: Fragte ich nach einem Konzert Besucher, wie ihnen dieses gefallen

habe, stiess ich oft genug auf betretene Reaktionen: «Ich verstehe ja nicht so viel von Musik ...» Seltsam, aber diese verlegene Zurückhaltung habe ich noch nie nach dem Genuss einer raffiniert zubereiteten Ente oder eines alten Rotweins gehört. Zwar sind für mich Koch und Winzer ebenfalls Künstler – da magst Du mir vielleicht nicht folgen –, aber es ist schlicht albern, sich beim Anhören von Musik für inkompetent oder nicht zuständig zu halten.

Natürlich ist das Hören von Musik bestenfalls eine sowohl intellektuelle als auch emotionale Bereicherung: Wenn das Erklären von Musik aber wichtiger wird als das unvoreingenommene Erleben, dann nehmen die Konturen der Urheber (unter Umständen auch die der Interpreten) monströse Ausmassen an, die sich wie riesige Schatten vor eure Werke schieben. Und schliesslich entsteht im Kopf der ahnungslosen, vielleicht auch unvorbereiteten Besucher der Eindruck: «Ich kann das alles gar nicht verstehen. Ich habe hier keinen Zutritt.» Reserviert nur für Kenner? Nicht Dein Ernst! Wer «versteht» eigentlich Musik? Nur der Komponist? Nur Experten? Nein und nochmals nein – die Musik behauptet sich zuerst im Kopf und in der Seele der Zuhörer. Oder eben nicht.

Nehmen wir Stanley Kubrick:

ein grosser Regisseur, Du würdest ihn mögen; er liebt Deine Musik! In einem Interview hat er einen Satz gesagt, der mir gefällt: «Ich weiss wirklich nicht, warum ich irgendeinen meiner Filme gemacht habe.» Irgendwie habe ich das Gefühl, dass auch Du zunächst Deinen unmittelbaren Impulsen und Deiner Eingebung gefolgt bist. Kubrick übergab alle Bilder, Geschichten und Empfindungen ohne Gebrauchsanweisung direkt ans Publikum. Ein Pianist wie etwa Igor Levit bemüht sich um Unbefangenheit, wenn er Deine Sonaten spielt: Er interpretiert Dich aus dem Heute seiner Existenz. Was Du dazu sagen würdest? Ist ihm vermutlich reichlich egal. Diese Selbstsicherheit sollte jeder und jede im Publikum haben.

Kubrick hat in seiner ganzen Laufbahn nur zwei-, dreimal mit Journalisten gesprochen, und er hatte recht. Er wolle nicht über seine



Pianist Levit.

Er bemüht sich um Unbefangenheit, wenn er Deine Sonaten spielt.



*«Die Liebe ist ein Zeitvertreib,
Man nimmt dazu den Unterleib.»*

Filme sprechen, weil die Macht immer im Auge des Betrachters liegen sollte. Ich bilde mir jetzt einfach mal ein, Du seist wie Kubrick. Unverstellt. Kompliziert. Eigenwillig. Vielleicht mürrisch. Vielleicht sogar unangenehm oder unerträglich. Ich weiss es nicht. Wie wärest Du mit unserer heutigen Musik umgegangen? Hättest Du Bob Dylan gemocht oder Petula Clark (wie Dein grosser Interpret Glenn Gould) oder Thelonious Monk (wie Igor Levit)?

Während einer Konzerteinführung bemerkte ein Dramaturg einmal, es gebe ein Menschenrecht darauf, Beethoven nicht zu mögen. Schweigen. Man hätte den Fall der berühmten Stecknadel hören können. «Sie dürfen öffentlich sagen, dass Sie von den Rasumowsky-Quartetten noch nie gehört haben und sie auch nie hören wollen, weil Sie Beethoven nicht verstehen! Sie dürfen auch äussern, dass Sie lieber Brian Eno, Johann Strauss oder Olga Neuwirth hören.» Plötzlich begannen die Leute aufzutauen. Sie ahnten, dass es nicht um Kult und Kennerschaft, sondern um ihr ureigenes Erleben geht. Und ja, man kann diejenigen, die meinen, keine Ahnung zu haben, von Dir begeistern. Allerdings nicht mit Weihrauch.

In einer deutschen Tageszeitung las ich kürzlich einen Leserbrief zu einem Artikel über die prekäre Lage mancher Künstler, aus dem ich Dir gern zitieren möchte: «Die Bitte um finanzielle Hilfe ist meiner Meinung nach eines echten Künstlers nicht würdig, denn er lebt, leidet und stirbt für die Kunst. Entweder stolzer Künstler oder eben doch nur ganz normaler Geldverdiener.»

Siehst Du, was ich meine? Wenn man die Bedeutung des «echten Künstlers» und seines Werks so weit hoch in den Himmel schießt, dass am Ende nur noch ein blinkendes Ornament zu erkennen ist, kommt ein solcher Unsinn heraus, und man verliert die Kunst mitunter aus den Augen. Wie ein verglühter Stern, dessen Licht wir aber immer noch sehen. Um das Echo mühen sich dann Musikwissenschaftler und die restlichen Musikkritiker (mittlerweile auch ein aussterbender Beruf). Alle anderen werden nur noch von den letzten Zuckungen der Ehrfurcht gepackt.

Nein, lieber Beethoven, ich mag nicht melancholisch enden. Eine gute Nachricht hab ich mir bis zum Schluss aufgehoben: Ab dem 15. Mai haben Gott sei Dank die Schanigärten und Beisl in Wien wieder geöffnet. Lass uns irgendwo dort weiterquatschen – ich bring' noch ein paar junge Musiker mit, die Du unbedingt kennenlernen musst. Irgendwann können wir dann hoffentlich auch wieder Konzerte erleben.

Du weisst, wir alle denken immer an Dich – bleib uns erhalten!

Herzlich,
Thomas Würdehoff

Keine Lizenz zum Streunen

Mit James Bond haben seine Helden nichts gemein. Gerade deshalb könnte Mick Herron zum würdigen Nachfolger von John Le Carré als Klassiker der britischen Spionageliteratur werden. *Von Wolfgang Koydl*



Grandiose ausgemusterte Agenten: Spionage-Spezialist Herron.

Die Israeli sind ruchlos effizient, die Amerikaner etwas plump, Deutsche und Schweizer – nicht nur im Kürzel NDB und BND ähnlich – eher unauffällig (jedenfalls bis vor kurzem) und die Russen die ewigen Spitzbuben, auch wenn sie sich von KGB in SWR umbenennen. Jeder Geheimdienst hat sein eigenes Klischee, egal, ob es stimmt oder nicht.

Sucht man nach einem coolen Geheimdienst, dann fällt einem meist nur einer ein: der britische, der Arbeitgeber von James Bond. Seinem Erfinder Ian Fleming ist mit dieser Figur ein Geniestreich gelungen: Der fiktive Agent überstrahlt mit seinen Abenteuern den vermutlich eher grauen, bürokratischen Alltag seiner realen Kolleginnen und Kollegen.

Besser als Le Carré?

Grau und bürokratisch ist dieser Alltag, aber auch paranoid, wie man seit John Le Carré weiss. Der Altmeister der Spionageliteratur hat einst selbst für «Her Majesty's Secret Service» gearbeitet und dürfte wissen, worüber er schreibt. Nichts an «Smiley's People» («Agent in eigener Sache») erinnert an 007: Bei Le Carré sind Zyniker und seelische Wracks am Werk, keine Charms und Männlichkeit versprühenden Draufgänger und Lebemänner. Gefangene in einem Spiegelkabinett, das seine Insassen auch an sich selber irrewerden lässt.

Mick Herron hat, soweit man weiss, nie für den MI 5 oder MI 6 gearbeitet. Dennoch wird man den Eindruck nicht los, dass er genau – womöglich besser als Le Carré? – weiss, wie es dort zugeht: kleinkariert, eifersüchtig, heuchlerisch, kurz: so wie in jeder Behörde. Nur dass es bei den Geheimdiensten, vor allem in Zeiten der Abwehr terroristischer Bedrohungen, öfter um Leben und Tod geht. Pannen haben schwerwiegendere Folgen als in einem Finanzamt.

Dass Pannen James Bonds Arbeitskollegen auch im echten Leben zustossen, erfährt man bisweilen aus der Presse. Etwa wenn ein Ge-

Sie alle handeln nach den «London Rules»: «Einer muss bezahlen – sieh zu, dass du es nicht bist.»

heimagent im Dienst der Queen wieder mal einen Laptop in der U-Bahn hat liegenlassen. Oder wenn ein Grosseinsatz in die Hosen geht, weil die entscheidende Person im entscheidenden Augenblick nicht auf dem Posten war.

Aus diesen Unglücksraben rekrutiert Herron seine Helden: All diese Versager und Pechvögel werden aus dem aktiven Dienst aussortiert und nach Slough House verbannt, einem «Drecksloch, einem Ort von Gelb- und Grautönen» in einem unattraktiven Teil Londons. Sie haben,

wie es an einer Stelle sarkastisch heisst, die «Lizenz zum Streunen und Schnüffeln» verloren. Jackson Lamb, ihr Chef, passt zum verlorenen Haufen: ein übergewichtiges Ekel, bei dem sich der Mangel an Umgangsformen mit dem an körperlicher Hygiene die Waage hält.

Kündigen kann und will man den ausgemusterten Agenten nicht – aus Sorge um Arbeitsgerichtsprozesse, die ungewollte Öffentlichkeit nach sich zögen. Also beschäftigt man sie mit sterbenslangweiligen Routineaufgaben, in der Hoffnung, dass sie selbst das Handtuch werfen und den Dienst freiwillig verlassen.

Sechs Bücher hat Herron bereits über die *slow horses* verfasst, wovon nun der zweite Band («Dead Lions») auf Deutsch erschienen ist. Ihren Reiz beziehen die Romane weniger aus dem Umstand, dass sich die vermeintlichen Underdogs gegen ihre Pensionierung auflehnen, sich in Operationen einmischen und sich als die besseren Agenten entpuppen. Spannender ist die Tatsache, dass die Agenten im Hauptquartier Regent's Park die eigentliche Gurkentruppesind: eine Ansammlung von egoistischen Stümpfern, feigen Sesselfurzern und skrupellosen Karrieristen. Sie alle handeln nach den «London Rules»: «Einer muss bezahlen – sieh zu, dass du es nicht bist.»

Geradezu klassisch ist der verächtliche Kommentar eines abgehalfterten Agenten über die Chefin von MI 5: «Bring ihr den Kopf des nächsten Bin Ladens auf einem Silbertablett, und sie würde sich Sorgen machen, woher das Tablett käme und dass es jemand als Spesen absetzen wollte.» Jeder, der je in einem grossen Unternehmen gearbeitet hat, erkennt in diesen Worten einen Kollegen oder Vorgesetzten wieder.

Krankhafter Ehrgeiz ist die Triebkraft für die Katastrophen, die die Top-Spione in Herrons Büchern auslösen. Im ersten Band inszeniert die Vizechefin von MI 5 die Entführung eines muslimischen Jugendlichen durch angebliche weisse Rassisten. Die eingeplante Befreiung soll ihr den Weg an die Spitze des Dienstes ebnen. In «Dead Lions» will ein Emporkömmling einen Oligarchen, dem man Kreml-Ambitionen nachsagt, als Spion anwerben. Beide Pläne gehen schief, und dass die Skandale nicht an die Öffentlichkeit dringen, ist nur dem Eingreifen der alten Gäule aus Slough House zu verdanken.

Mick Herron hat das Zeug, zum Klassiker der Spionageliteratur zu werden, nach Graham Greene und John Le Carré. In Grossbritannien ist er es bereits. Schade, dass man im deutschsprachigen Raum mit den Übersetzungen bei weitem nicht nachkommt.



Mick Herron: Dead Lions. Diogenes. 480 S., Fr. 35.90



Fast verliebt

Endlich Harmonie

Von Claudia Schumacher

Ach, Corona», denkt Fränzi jeden Morgen milde lächelnd. Da ist dieses wohlmeinende Mitgefühl in ihr, das sich fast wie Dankbarkeit anfühlt. Man muss auch an die anderen denken! Man hört doch von diesen Menschen in der häuslichen Enge. Männer, die ihre Frauen schlagen, verrückt werdende Kinder und Depressive, die vom Home-Office direkt aus dem Fenster springen wollen. Fränzi aber, Fränzi ist nicht depressiv. Sie ist Pessimistin, und die Corona-Welt ist eine Welt, die endlich mit ihren urinnersten Gefühlen zur Deckung kommt. Da lag doch schon lange was in der Luft! Nun hat sie recht behalten. Früher konnte sie die Fröhlichen nicht gut ertragen. Die Fröhlichen im Frühling, das war die Pest. Diese Spinner, die durch die Sonne hüpfen und glaubten, die Welt sei heil und sicher – weg sind sie! Hoffentlich verbieten sie nach dem Frühling auch den Sommer. Das alles sind Gedanken, die Fränzi Kraft geben. Sie schminkt sich sogar morgens. Es gibt wenig zu meckern. Früher hat sie oft mit Andrin gestritten, war misstrauisch, eifersüchtig. Jetzt sieht sie keinen Grund mehr – er ist ja immer da. Sogar am ersten Tag ihrer Periode ist diesmal das Streiten ausgefallen, das gab's wahrscheinlich noch nie.

«Ich geh jetzt Zigaretten holen», sagt Andrin, der erst vor kurzem mit dem Rauchen angefangen hat. Fränzi begleitet ihren Schatz zur Wohnungstür und denkt, dass es gerade nur eine Sache gibt, die ihr Sorgen bereitet, und das ist das Ende des Shutdowns. Wie immer, seit dieses Virus kursiert, gibt sie Andrin noch einen Abschiedskuss an der Tür. Sie liebt es, diesen Nervenkitzel. Keiner kann doch sagen, ob Andrin nicht vielleicht etwas zustösst, wenn er rausgeht? Er könnte sich das Virus einfangen. Mit seiner neuen Raucherlunge. Eine Erregungswelle geht durch ihren Körper, fast eine sexuelle.

Als Andrin draussen ist, schnauft er laut. Er hat das Gefühl, den ersten Atemzug des Tages zu nehmen. Fränzi hat ihm eine Maske um den Hals gehängt wie eine Schlinge. Wie viel Nähe kann ein Mann ertragen? Vielleicht geht er nach dem Zigarettenholen einfach ein paar Schritte weiter. Und ein paar Schritte weiter. Und ein paar Schritte weiter.



Das lähmende Gefühl, einem Feind ausgeliefert zu sein: Clemens Schick als U-Boot-Kapitän».

Knorrs Kultur

Nicht kleckern, klotzen!

Das legendäre «Boot», einer der besten deutschen Filme, wurde zur TV-Serie. Das war schon gewagt. In der neuen 2. Staffel wirds noch gewagter, das Boot säuft fast ab. Von Wolfram Knorr

Ein Prachtstück der Vergangenheit ist wieder aufgetaucht: «Das Boot». Knapp vierzig Jahre nach seiner Erfolgsfahrt durch internationale Kinogewässer pflügt es sich mit voller Fahrt ins Serienmeer hinein. Dort aber ist es leider nicht mehr alleine mit seinen Feinden und seiner Mannschaft in der Weite des Meeres. Es wurde in eine Art Shutdown versetzt, mehr in den Docks von La Rochelle gehalten als auf Feindfahrt geschickt. Vorbei die Zeit, in der der Geruch nach Schweiß, Öl und Urin einem fast in die Nase stieg; vorbei die quasi physische Dringlichkeit der stählernen, engen Röhre, durch die die Mannen hasteten, wenn der Alarm durch die Gänge heulte.

Erregend an der Verfilmung (1981) des Buchs von Lothar-Günther Buchheim aus dem Jahre 1973 waren die Lockdown-hafte Klaustrophobie, die Enge, das lähmende Gefühl, einem Feind ausgeliefert zu sein, der als bedrohlicher Schatten über das U-Boot dahindröhnte; das Bling des Echolots, das für Schrecken sorgte, und die explodierenden Wasserbomben, die die Stahlwände zum Knarzen, Knirschen und Reissen brachten. Das war, neben dem coolen «Kaleu», der im Periskop die «Beute» ins Visier nahm, Jagdfieber auslöste, Torpedobefehle gab – «Rohr eins fertig machen» –, das Narrativ des Films. Mehr an Story gab es nicht. Denn bei Buchheim, Berichterstatter der Marine-Propagandakompanie und oft «Gast» auf U-Boot-Fahrten, wird «Das Boot» mit sei-

nen konkret geschilderten Usancen nie zur exemplarischen Kriegsmetapher. Es gibt kein Nazi- oder Anti-Nazi-Parolen-Gequatsche, nur ordinäre, vulgäre Zoten, Erlebnishunger, Langeweile und pure Angst. Ein Lockdown der fürchterlichsten Art. Für Heroik war in dem Alleinsein mit dem Mitsein, dem gnadenlosen «Geworfensein», um Sartre zu bemühen, kein Platz, und Filmregisseur Wolfgang Petersen hat das kongenial umgesetzt.

Boutique des Schauderns

Im Zug internationaler Serienmanie, die selbst aus bekannten Kinofilmen («Fargo», «Psycho» etc.) noch Saft für Mehrteiler zu pressen versteht oder deren Grundeinfälle einfach weiter-spinnt, war die Idee, aus dem erfolgreichen «Boot» gleich einen Sechzehnteiler zu werkeln, reichlich kühn – angesichts einer deutschen Filmindustrie, die auf der Serienrennbahn noch zu den Schlusslichtern gehört, aber plausibel. Um auf dem globalen Markt Aufmerksamkeit zu erregen, konkurrenzfähig zu sein, muss man klotzen, nicht kleckern. Und das Dritte Reich ist sowieso längst eine Augenfutter-satte Boutique des Schauderns, mit all den Figuren und Requisiten der 1940er Jahre, den diabolischen SSlern, schnarrenden Parteigängern, rumdrucksenden Regimegegnern, Uniformen und Ledermänteln. Bei einem solchen Defilee musste «Das Boot» eben doch zur Kriegsmetapher werden, trotz dem einzigen

Schauplatz La Rochelle, dem Hafen der deutschen U-Boot-Flotte während der Besetzung Frankreichs. «Das Boot» wurde zum Panorama gepresst und in der zweiten Staffel mit Ränkespielen noch mehr ausgewalzt.

Damit dabei das U-Boot in der zweiten Staffel nicht verschüttgeht, kommen diesmal zwei zum Einsatz! Korvettenkapitän Johannes von Reinhardt (Clemens Schick) wird mit einem Geheimauftrag in Richtung USA geschickt, mit drei dubiosen SSLern an Bord. Von Reinhardt verfolgt, mit Funkmaat Frank Strasser (Leonard Scheicher), einen eigenen Plan: Fahnenflucht ins Land der Freiheit. Die Kommandantur in La Rochelle erfährt davon und schickt einen Abfänger unter dem irren Kommandanten Ulrich Wrangel (Stefan Konarske) hinterher. Der hatte (erste Staffel) gegen Kapitänleutnant Klaus Hoffmann (Rick Okon) eine Meuterei angezettelt, diesen ausgesetzt und die Mannschaft zum Schweigen verdonnert. Das kommt natürlich raus, der ganze Haufen in den Knast, um für die Verfolgung rehabilitiert zu werden. Derweil verhilft Frank Strassers Schwester Simone (Vicky Krieps) einer jüdischen Familie zur Flucht, wird erschossen und haucht im Beisein des Gestapo-Manns Hagen Forster (Tom Wlaschiha) ihr Leben aus. In New York gerät der totgeglaubte Hoffmann (ein Fischerboot rettete ihn) an ein Militärunternehmen, verrät geheime Pläne, wird von nebulösen US-Nazis kontaktiert und verliebt sich auch noch in eine schwarze Jazzsängerin. Puuuuh! Ein Stresstest für die Glaubwürdigkeit.

Misslungen ist das nicht, wie manche Kritiker behaupten, aber die Parallelhandlungen mit ihren ständigen Aufregern machen das Boot, konkret die U-822, auf ihrer Schnorchelreise nach New York zur Begleitsache. Da nützt auch die Verfolgung durch die U-612 wenig. Am



Fahnenflucht ins Land der Freiheit.

Ende verknäueln sich die zahlreichen Handlungsstränge zu einem Spionagethriller. Denn – jetzt folgen auch noch Subplots! – die mysteriösen SSLer auf der U-822 planen mit heimlich mitgeführtem Sprengstoff einen Sabotageakt, organisiert von jenen New Yorker Nazis, in die auch Hoffmann ungewollt verwickelt wird. Der aber, durch seine Liebe zur schwarzen Jazzsängerin zum Zweifler geworden, verliert das Interesse an seiner alten Heimat – und, na ja, so jagen sich die Ereignisse und Konflikte. Die Laokoon-haften Verirrungen und Verwirrun-

gen sind damit noch nicht ans Ende gekommen. Durch den schwer schäumenden Wellengang unter bleigrauer Wolkendecke pflügt sich noch die U-612 unter dem fanatischen Kommandanten Wrangel und seiner immer freibeuterischer wirkenden Mannschaft!

Bloss keine Ruhe!

«Raste nie, doch haste nie, sonst haste die Neurasthenie», witzelte der Dramatiker Otto Erich Hartleben («Die Erziehung zur Ehe», 1893). Im Kino wird schon lange nicht mehr gerastet, nur noch gehastet, und in den Serien wird permanente Abwechslung gefordert. Bloss keine Ruhe, sonst wird gezappt! Das Aufgleisen von



Spionagehatz: Gestapo-Chef Forster.

Parallelhandlungen gehört zum erzählerischen wie dramaturgischen Grundgerüst jeder epischen Serie. Und wenn die (exotischen) Spielorte nicht häufig gewechselt werden, wie etwa in den Drogenserien, die mal in New York, mal in Mexico City oder in Bogotá spielen (und deshalb so beliebt sind), müssen eben viele, viele personale Interessen für «Neurasthenie» sorgen; das Hin und Her zwischen Meer und Land in «Das Boot» reicht nicht. Und die Besetzung sollte herausragen, tut es aber nicht richtig. Clemens Schick als von Reinhardt, Rick Okon als Hoffmann und Leonard Scheicher als Frank Strasser sind ehrenwert in ihrer Nazi-Abscheu, bleiben aber maskenhaft, ihre innere Zerrissenheit ist Fassade; und Hoffmanns Liebe zur Sängerin wirkt unglaublich, wie eine Gefälligkeit an amerikanische Political Correctness.

Gelungen, wie häufig, der Bösewicht: Tom Wlaschiha als La-Rochelle-Gestapo-Chef Forster. Keine Knallcharge, ein eloquenter Bürokrat, geschneigelt-straft Frisur, sauberes Outfit; ein sanfter Satan mit dem Gebaren des untadeligen Parteifunktionärs. Unaufgeregt, beflissen in der Sprache, kultiviert, frankophil, mit verdruckster Liebe zur Sekretärin Simone. Dass sie ihn ignoriert, der Résistance und der jüdischen Familie hilft, ihn hintergeht, lässt ihn nach innen brennen. Wenn er daraufhin Simone beim Sterben zusieht (er weigert sich, sie zu operieren), in frostig-scheuer Distanz, ist er kein stereotyper Nazi, sondern eine aufregende Figur, die ihr emotionales Defizit mit der Ideologie kompensiert. Mehr solche Charaktere wären aufregender und dem Original-«Boot» näher als die Spionagehatz.



Unten durch Themenwechsel

Von Linus Reichlin

Gibt es noch ein anderes Thema als Corona? Ja, frische Spargeln! Ich liebe sie, aber es ist natürlich wichtig, dass man sie gründlich schält. Sie werden zwar nach der Ernte dreimal in kaltem Wasser gewaschen, aber danach werden sie im Supermarkt dreihundertmal angefasst von Kunden, die wissen wollen, ob sie quietschen, wenn man sie aneinander reibt. Also ab mit dem Spargel in den Dampfkochtopf für zehn Minuten bei hundert Grad, für das Virus ist das die Hölle. Seine sogenannte Hülle platzt in der Hitze wie ein Entenschädel nach einem Schlag mit dem Baseballschläger. Meine Freundin Doris isst aber auch zu Tode gekochte Spargeln nicht mehr, sie vertraut nur noch dem Dosenspargel, denn sie ist Asthmatikerin. Als ich ihr gestern zwei Dosen nach Hause brachte, fragte sie mich, ob ich sie eigentlich noch liebe. Ich sagte: «Ja, Schatz, deshalb habe ich für dich Dosenspargeln mitgebracht.» «Es geht mir mehr um die frischen Spargeln», sagte sie, «die du für dich gekauft hast. Du weißt doch, dass die Leute sie aneinander reiben, weil sie wissen wollen, ob sie quietschen.» «Der Verkäufer», sagte ich, «hat mir versichert, dass niemand diese Spargeln aneinander gerieben hat. Er sagte, er habe es seinen Kunden schon vor der Epidemie verboten, weil das Geräusch für ihn klingt wie ein Messer auf Alufolie, da stellen sich ihm die Nackenhaare auf.» «Ich könnte es verstehen», sagte Doris, «wenn du in diesen Zeiten lieber mit einer Frau ohne Vorerkrankung zusammen sein möchtest.» «Mit wem denn?», fragte ich, «ich meine, ich kenne keine solche Frau.»

Das war nicht die richtige Antwort, und sie ging weinend in ihr Zimmer. Das hatte den Vorteil, dass ich in der Küche beim Spargelschälen allein war – es ist nicht angenehm, Spargeln zu schälen, wenn deine Freundin dir dabei in zwei Meter Abstand mit einem Blick zuschaut, als würdest du Sprengstoff in eine Kuschelpuppe stopfen. Ich schälte die Spargeln aber mit Mundschutz, ich bin ja nicht lebensmüde! In Italien hat ein Krankenpfleger seine Freundin erwürgt, weil er sie verdächtigte, ihn angesteckt zu haben. Ich will Doris keinen Vorwand für einen solchen Gewaltausbruch liefern. In Asien tragen

» Fortsetzung auf Seite 54

»» Fortsetzung von Seite 53

die Leute übrigens seit hundert Jahren bei jeder Erkältung Mundschutz, aber nicht, um sich selbst zu schützen, sondern um ihre Lieben nicht anzustecken. Diese Art der Mitmenschlichkeit müssen wir im Okzident erst noch ein bisschen üben. Ich klopfte an die Schlafzimmertür und fragte Doris, ob sie nicht ein paar Dosen-spargeln mit vakuumiertem Räucherlachs möchte. Keine Antwort. Also ass oder, besser gesagt, schlürfte ich meinen hochverkochten, antiseptischen Spargel allein. Danach rief ich meinen Freund Bruno an und sagte: «Doris ist sauer auf mich. Lass uns über irgendwas reden, aber bitte nicht über Corona!» «Einverstanden», sagte Bruno, «lass mich mal überlegen. Worüber haben wir denn früher jeweils gesprochen?» «Weiss ich nicht mehr», sagte ich. «Haben wir da nicht manchmal über neue Kinofilme gesprochen?», fragte Bruno. «Kann sein», sagte ich. «Gut», sagte Bruno, «du willst also nicht über Corona sprechen. Bist du sicher?» «Ganz sicher», sagte ich. «Na gut», sagte Bruno, «dann reden wir nicht über Corona. Man sollte das viel öfter tun, du hast ganz recht. Einfach mal nicht über Corona reden. Das tut einem gut. Ich spüre gerade, wie meine Nackenmuskeln sich entspannen, merkst du das auch? Ich meine, merkst du es bei deinen Nackenmuskeln?» «Nein», sagte ich, «aber ich spüre, wie deine sich entspannen.» «Das ist ja toll», sagte Bruno, «das ist das Schöne an dieser Epidemie, dass wir wieder mehr an die anderen denken.» «Ja», sagte ich und legte auf.

Ich hatte jetzt das düstere Bedürfnis, die Spargelschalen aus dem Müll zu holen und mir jede einzelne langsam durch den Mund zu ziehen. Aber dann kam mir das Wort «intubieren» in den Sinn, und ich liess es bleiben.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Biessam, nicht zu brechen

Von Peter Rüedi

Der Name der vergleichsweise jungen Kellerei ist Programm: Altos R, gegründet 2006 in Laguardia, ist ein junger Shootingstar unter den Produzenten in Rioja. Ihre Weine kommen durchwegs aus den höheren (und damit auch kühleren) Lagen der Rioja Alavesa, der in der nördlichen baskischen Provinz Alava gelegenen Appellation. Man kann es nicht genug wiederholen: So sehr «Rioja» sich als Marke und Gemeinplatz im Kopf zahlreicher alltäglicher Weintrinker eingepägt hat – Rioja ist nicht gleich Rioja. Das betrifft schon mal die drei verschiedenen Unterbereiche: Aus der Rioja Baja, dem tiefer gelegenen, heisseren Teil, kommen die schwereren, zum Teil auch banaleren und in der Tendenz traditionellerweise eher etwas oxidativen Roten, in der Rioja Alta liegen die Weinberge (wie der Name sagt) auf 600 bis 700 Meter Höhe, und in der Rioja Alavesa, dem kleinsten der drei Unterbezirke, erstreckt sich das Gelände von 400 bis auf über 800 Meter. Bodenbeschaffenheit und Mikroklima unterscheiden sich dabei von den tiefen Lagen: Die Differenz

zwischen Tages- und Nachttemperaturen ist grösser, neben dem Lehm bestimmt öfters Kalk das Terrain. Was alles den geneigten Weingeniesser nicht zu kümmern braucht. Der Unterschied springt ihm aus dem Glas in Nase und Gaumen. Die Riojas aus Alava haben, verallgemeinernd gesprochen, das Potenzial zu Raffinesse und Eleganz, vorausgesetzt, der richtige Weinmacher kümmert sich um sie. Bei Altos R ist dies neben Hector Gómez seit den Anfängen der Berater Jean-Marc Sauboua, der seine Erfahrungen aus Bordeaux auf die spanischen Verhältnisse projiziert (zu seinem Leistungsausweis gehört das Know-how, das er sich an keiner geringeren Adresse als dem Weingut Château Haut-Brion erworben hat).

Das ist auch schon ein Hinweis darauf, in welchem Rahmen und Zusammenhang sich die jüngste Kreation von Altos R versteht. Sie heisst Salix Alba und ist ein Lagenwein aus alten Reben, ein perfekter, substanzvoller, im Vergleich mit den oft mastigen Massenweinen der traditionellen Rioja-Machart bemerkenswert differenzierter, cool-eleganter Tempranillo. Keine Bordeaux-Kopie, aber ein Wein, dessen Macher die Orientierung an bordelesischen Massstäben nicht verleugnen. Üppige Aromatik: Pflaumen, Brombeeren, überhaupt dunkle Frucht, auch etwas Lakritz und Schokolade im langen Nachhall. Würzig, markante Tannine und Vanille vom neuen Holz (sechzehn Monate Barrique-Ausbau) – alles schön eingebunden. «Salix alba» heisst auf Deutsch Silber- oder Trauerweide. Das Motto im Wappen der Familie von Salis passt auch gut zu diesem Wein: «Salix flectitur, sed non frangitur». Biessam, aber nicht zu brechen.

Altos R: Salix Alba Rioja DOC 2017.

14,5%. Gerstl, Spreitenbach. Fr. 22.50. www.gerstl.ch



Die Bibel

Neue Kreatur

Von Peter Ruch

Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen. Siehe, Neues ist geworden. (2. Korinther 5,17, Lutherbibel) Manche Bibelsprüche wirken verstaubt und abgestanden. Dieser hier knüpft an den menschlichen Hunger nach dem Neuen an. Ohne ab

und zu etwas Neues wäre das Leben unerträglich. Dass das Alte schon vergangen ist, befreit von der Besorgnis, dass wir irgendwann hoffnungslos veralten. Dem stellt Paulus einen blühenden Frühling entgegen. Der Frühling ist ein Gleichnis für Aufbrüche. Zwar erneuert nicht jeder angekündigte Frühling die Umstände wirklich. Mancher Liebesfrühling endet weniger romantisch, als er begann. Oftmals kehrt das Verbrauchte zurück. Auch damals beim Prager Frühling und beim Arabischen Frühling. Nachhaltige Neuordnungen gab es gleichwohl: nach den Napoleonischen Kriegen, nach dem Zweiten Weltkrieg, in den USA nach dem Bürgerkrieg, nach dem Zerfall der Sowjetunion.

In Christus sind noch grössere Kräfte am Werk als diejenigen, die zwar Grosses bewirken, aber doch den Tod nicht überwinden können. Seine Kraft ist die Kraft der göttlichen Liebe, die in der Frühe des Ostermorgens einen neuen Menschen, den Auferstandenen, hervorge-

bracht hat. Erst in diesem Lichte erfahren wir, was hoffnungslos veraltet ist: alles, was Gottes gutem Willen zuwiderläuft. Veraltet sind der Hass und der Eigennutz mit den dazugehörigen Ausreden. Es gab Menschen, die andere in den Tod rissen. Jesus tut das Umgekehrte: Er reisst den veralteten Menschen in die Auferstehung hinein. Siehe, Neues ist geworden. Siehe? Betrachte ich mich selbst, sehe ich wenig davon. Der Blick auf die eigene Person greift zu kurz. Ebenso wie alles Kluge, das wir uns selber sagen können. Klüger ist es, auf Christus zu blicken und in seinem Reden, in seinem Heilen, in seiner Auferstehung zu entdecken, dass es um uns gut bestellt ist. Die christliche Hoffnung richtet sich darauf, dass Gott über alles Veraltete und über den Tod hinaus mit uns geht und uns verwandelt.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Auto

Limousine mit Stecker

Der Plug-in-Hybrid ist eine Brückentechnologie mit Zukunft. Zum Beispiel in der Allrad-Limousine BMW 530e. Von David Schnapp

Manche Autofahrer werden sich in naher Zukunft daran gewöhnen: Immer öfter wird man erst den Stecker des Ladekabels ziehen, bevor man losfahren kann. Gemeint sind nicht Elektroautos, die zwar in zunehmend grösserer Vielfalt auf den Markt kommen, aber doch in den Augen vieler potenzieller Kunden noch zu viele Nachteile haben. Zwischen Elektroautos und Fahrzeugen mit Verbrennungsmotor ist der sogenannte Plug-in-Hybrid eine vielversprechende Brückentechnologie.

Die Vorteile sind unter anderem, dass die Batterien nicht so gross sind und deshalb über Nacht auch an einer schlichten 220-Volt-Haushaltssteckdose geladen werden können. Ich fuhr kürzlich den neuen BMW 530e, die halbelektische Variante der bayerischen «Businesslimousine», wie der Wagen beim Automobilhersteller bezeichnet wird. Vorne links, vor der Fahrertüre, hat dieser «Fünfer» eine Klappe, wo man das Ladekabel anschliessen kann. Das ist schnell gemacht und effizient. Am nächsten Morgen ist die Batterie voll; das Auto hat gemäss offiziellem Datenblatt eine rein elektrische Reichweite von 55 bis 58 Kilometern. Das ist für den statistischen Schweizer Durchschnittsarbeitsweg ausreichend, um weitgehend emissionsfrei unterwegs zu sein. Tankstellen sieht man deshalb auch seltener, das Ein- und Ausstecken des Ladekabels wird zum einfachen, schnellen Ritual, sobald man seinen Garagenstandplatz erreicht hat. Im EU-Zyklus erreicht der BMW 530e so einen Verbrauch von 2,2 Litern auf 100 Kilometer.

Die Voraussetzung dafür ist eine eindrucksvolle technische Fahrzeugarchitektur: Im BMW 530e wird ein Turbo-Benzinmotor mit vier Zylindern mit einer Lithium-Ionen-Batterie unter der Fondsitzebank, einem Allradantrieb sowie einem Synchron-Elektromotor, der in das Achtgang-Stepron-Getriebe integriert ist, zu einer hochentwickelten Symbiose verschmolzen. Das funktioniert erwartungsgemäss nahtlos und hat neben vielen Vorteilen bloss zwei Nachteile: Durch die Batterie verringert sich das Kofferraumvolumen leicht. Und vermutlich durch das zusätzliche Gewicht an der Hinterachse wirkt der 530e in Kurven etwas weniger mühelos dynamisch als eine vergleichbare Limousine mit Sechszylinder-Benzin- oder Dieselmotor.

Beim Preis gibt es keine grossen Unterschiede zwischen den Motorisierungsvarianten, der 530e in der Grundausstattung ist etwas teurer als ein 530i-Benziner und deutlich günstiger als ein 530d-Diesel. So gesehen, verändert der Plug-in-Hybrid nicht viel, aber doch ein paar entscheidende Kleinigkeiten wie das Ziehen des Steckers.

BMW 530e xDrive

Systemleistung: 252 PS / 185 kW; Hubraum: 1998 ccm
 Batterie: 12 kWh; max. Drehmoment: 420 Nm
 Verbrauch (EU-Zyklus): 2,0–2,2 l / 100 km
 kundennahe elektrische Reichweite: 30–40 km
 Beschleunigung (0–100 km/h): 6,2 sec
 Höchstgeschwindigkeit: 235 km/h
 Preis: Fr. 72 900.–, Testwagen: Fr. 108 520.–

Jazz

Die Vorzüge des Alters

Von Peter Rüedi

Der Pianist Klaus Koenig, ab 1962 bis zu seiner Pensionierung auch Tonmeister im Radiostudio Zürich, wurde durch sein Jazz Live Trio, zu dem er bis 1983 in über hundert Konzerten sozusagen die gesamte europäische Jazzprominenz lud, über die Schweizer Szene hinaus zu einer Institution. Dass dabei die geladenen Gäste im Scheinwerferlicht standen, das «Hautrio» (neben dem gesetzten Koenig oft Peter Schmidlin und Peter Frei, gelegentlich auch Pierre Favre an Schlagzeug und Bass) aber die «Normalität» vorstellte und somit schwer unterschätzt wurde, lag in der Natur der Sache. Auch dann noch, als Koenig es nach der Absetzung der Konzertreihe als eigenständige Formation weiterführte. In Wahrheit war es, auch in der Erweiterung zur Gruppe Magog (1973–1978), immer mehr als eine «Rhythmusgruppe», mehr als das Trampolin, von dem aus die Starsolisten zu ihren Soloflügen abheben konnten; vielmehr eine wunderbar eingespielte, gerade deshalb aber zu stets überraschendem Interplay bereite Gruppe.

Eine intelligente Band, die freilich keine «verkopfte» Musik jenseits einer swingenden Jazztradition spielen wollte. Das war zuerst Koenigs Verdienst. Und ist es noch. Denn nach einer langen Pause, zu der ihn ab 1998 eine Krankheit an beiden Händen zwang, kehrte Koenig 2012 mit einem neuen Jazz Live Trio (mit Patrick Sommer am Bass und Andi Wettschein an den Drums) und einem Quintett (zusätzlich mit Christoph Merki und Daniel Schenker) zurück. Beides kein restauratives Remake, aber eine in der musikalischen DNA erkennbare Fortsetzung der alten Bands.

Für den Instrumentalisten Koenig war die Überwindung der technischen Widerstände eher die Chance zur Verdichtung und Konzentration seines Spiels als ein Handicap. Im Booklet der jüngsten CD des Trios denkt der bald 84-jährige vitale Pianist in einem kulturhistorischen Miniaturessay über das Recht nach, im Alter ein anderer zu werden. Und über das Bedürfnis, mit der Musik «etwas Schönes, Positives, Erfreuliches, Beglückendes» zu schaffen. Was zu beweisen war. Versteht sich, dass dies Spannung nicht ausschliesst.



Klaus Koenig Jazz Live Trio.
 Music for the Gentle Man.
 TCB 36202

Digitales Klassenzimmer «Made in Switzerland»

3800 Trainer und über 90 Millionen Franken Umsatz: Die Firma Fast Lane des Zürcher Unternehmers Torsten Poels bietet weltweit berufliche Weiterbildungen an. Zu ihren Partnern und Kunden gehört das Who's who des Silicon Valley und der Schweizer Wirtschaft. *Von Florian Schwab*

Am Hauptsitz von Fast Lane in Wallisellen ist es ruhiger als gewöhnlich. Die mit allen Feinheiten der Technik eingerichteten Schulungsräume sind verwaist. Das heisst aber nichts. Obwohl alles still erscheint, registriert das Unternehmen während der Corona-Krise eine steigende Nachfrage. Es ist in einem Geschäft aktiv, das man bis vor kurzem leicht als Angelegenheit für Spezialisten übersehen konnte: berufliche Weiterbildung für Informatiker, ein guter Teil davon online. Mit der Corona-Krise sind solche Methoden plötzlich überall gefragt. Schulen, Universitäten und Unternehmen mussten notfallmässig vom Frontalunterricht auf das Lernen aus der Distanz umstellen.

Die Computerbranche war naturgemäss ein Pionier bei der Entwicklung des Lernens via Internet. Für Fast Lane ist es seit fast zwei Jahrzehnten tägliche Routine. Der IT-Unternehmer Torsten Poels gründete die Firma im Jahr 2003, als das Internet noch vergleichsweise in den Kinderschuhen steckte. Seit Mitte der achtziger Jahre hatte er in Deutschland ein Ausbildungszentrum für Cisco-Systeme aufgebaut und dieses 1997 sehr gewinnbringend verkauft. «Mit 37 Jahren war ich aber noch zu jung für den Ruhestand.» Also kam Poels in die Schweiz und gründete Fast Lane. Die Ausrichtung war von Anfang an global. «Die Schweiz mit ihren vielen international erfolgreichen Unternehmen war der ideale Ausgangspunkt», so Poels.

Digitale Alternativen

Mit ihrem Team von rund zehn Personen ist Gloria Gräser seit letztem Sommer für den Schweizer Markt zuständig. Wie hat sich der Ausbildungsalltag durch die Corona-Krise verändert? «Innert dreier Tage haben wir unsere Schulungsräume komplett in den digitalen Raum verlagert», erzählt sie. Das sei reibungslos verlaufen, weil das Unternehmen schon vorher viele rein digitale oder gemischte Kurse angeboten habe. Seit Beginn der Corona-Krise ist sie pausenlos im Einsatz, um ihre Kunden bei diesem Wandel zu begleiten.

Viele Schweizer Firmen nutzten die Zeit, um ihre auf Sparflamme arbeitenden Angestellten weiterzubilden. Vor der Krise, sagt Gräser, seien rund 80 Prozent der Schweizer Kursteilnehmerinnen und Kursteilnehmer persönlich zu den Trainings gekommen. Nur 20 Prozent hätten die digitalen Alternativen in Anspruch genommen. «Aber ich denke, dass dieser Anteil nach der Corona-Krise auf mindestens die



Verfümffachung des Marktes: Unternehmer Poels.

Hälfte steigt.» Auch Firmengründer Poels ist überzeugt, dass hier eine grosse Zukunft liegt. Viele Teilnehmer hätten jetzt zum ersten Mal erfahren, wie angenehm, intuitiv und effektiv die Systeme für digitales Lernen mittlerweile seien. «Ich erhalte reihenweise begeisterte Zuschriften.»

Nestlé, UBS, Roche

Das Geschäftsmodell von Fast Lane ist dieses: Das Unternehmen wird von Hardware- und Softwareherstellern dazu befähigt, offizielle Trainings bei Vertriebspartnern (Channel Partnern) durchzuführen. Zu diesen Anbietern gehören die bekannten Branchenriesen Microsoft

(von dem Fast Lane im Jahr 2017 zum «Partner of the Year» gekürt wurde), Amazon, Google, Cisco und IBM, aber auch kleinere, spezialisierte Hersteller wie Net App, Red Hat und VM Ware, von denen man als Laie noch kaum etwas gehört hat. Viele dieser Software- und Hardware-Anbieter verlangen, dass sich die Angestellten ihrer Channel Partner wie Swisscom, Sunrise, Netcloud und Spie regelmässig mit Trainings auf den neuesten Stand bringen, also für die Nutzung der Produkte zertifiziert werden. Auch deren Kunden wiederum müssen entsprechende Fähigkeiten aufbauen um die neuen Technologien zu betreiben. Dabei reicht die Palette von einfacher Microsoft-Bürosoftware für alle Mitarbeiter bis hin zu höchst spezialisierten Cloud- oder Security-Anwendungen für die Cracks in den Informatikabteilungen. «Wer heutzutage in der Informatik Karriere machen will, muss sich ständig weiterbilden und regelmässig die neuesten Zertifizierungen der wichtigen Hersteller erwerben», sagt Torsten Poels.

Was macht das Unternehmen einzigartig und besser? «Als Vertragspartner von heute 52 Herstellern sowie mit Tochtergesellschaften in 38 Ländern sind wir inhaltlich und geografisch so breit aufgestellt wie kein anderer Anbieter», bemerkt der Firmengründer. Bei einer Grossbank beispielsweise bestünden die Informatiksysteme aus den Produkten Dutzender Hersteller, und die Mitarbeiter seien über den Erdball verteilt. Um in solchen Fällen die notwendige Weiterbildung aus einer Hand zu beziehen, gebe es in Europa keinen anderen Anbieter als Fast Lane. In der Schweiz zählt das Unternehmen Firmen wie Nestlé, UBS, Roche und die Zürich-Versicherung zu seinen Kunden. Global hat die Firma 3800 Trainer unter Vertrag und schreibt einen Umsatz von 92 Millionen Franken.

Für die Internetausbildungen nutzt Fast Lane fünf bis sechs verschiedene Plattformen für digitale Klassenräume und Videokonferenzen. Dazu hat das Unternehmen eine eigene Lösung für gemischte Trainings und die multimediale Aufzeichnung von Trainingseinheiten entwickelt. «Wir haben Kameras im Einsatz, welche dem Trainer durch den Klassenraum folgen, und Mikrofone, welche sich immer auf die gerade sprechende Person konzentrieren», so Torsten Poels. Dies garantiere eine sehr realistische Klassenraumerfahrung auch für die Teilnehmer in der Ferne. Noch wichtiger für den Ausbildungserfolg seien allerdings die Trainer. Fast Lane verlässt sich ausschliesslich auf Kursleiter mit viel Erfahrung in



*«Worin besteht der Ruhm auf Erden,
Der die Wenigen von den Vielen trennt?
Von lauter Leuten gekannt zu werden
Die man selber gar nicht kennt.»*



Die Ausrichtung war von Anfang an global: Managerin Gräser.

der Praxis. «Wir stellen nicht einfach einen Studenten vor die Kamera», sagt Poels. Und Gloria Gräser fügt hinzu: «Es ist unerlässlich, dass Dozierende didaktisch richtig ausgebildet sind, um mit den Teilnehmenden auch virtuell zu kommunizieren.»

Angebot für Schulen und Universitäten

Ihre Erfahrungen in der digitalen Ausbildung stellt Fast Lane auch anderen Bildungsanbietern zur Verfügung, namentlich Schulen und Universitäten. Mit verschiedenen Einrichtungen in den USA, Grossbritannien oder Katar bestehen Partnerschaften, so etwa mit der London School of Economics. Studenten können hier als Bestandteil ihres Informatikstudiums

«Heute ist es für jedes Unternehmen entscheidend, bei der IT stets auf dem neuesten Stand zu sein.»

bereits die Hersteller-Zertifizierungen erwerben, die der Goldstandard für eine Karriere in der IT sind. In der Schweiz, sagt Gloria Gräser, stelle man ein wachsendes Interesse von Schulen und Universitäten fest, «aber es gibt auch viele, die damit rechnen, nach der Corona-Krise wieder komplett in den physischen Frontalunterricht zu wechseln».

Weil Fast Lane ständig in Kontakt mit den Herstellern, also dem Who's who des Silicon Valley, steht, ist die Firma stets am Puls der neuesten IT-Trends und entwickelt die offiziellen Trainings oft in Zusammenarbeit mit den Herstellern. Dieses Wissen teilt das Unternehmen in den Trainings mit seinen Kunden: Die Firmenchefs in der Schweiz können sich damit aus erster Hand über aktuelle Entwicklungen informieren und erhalten Anregungen für die Digitalisierung ihres Geschäfts. Auch hier ist die Corona-Krise der Moment der Wahrheit. «Manche Firmen, die sich für digital sehr innovativ hielten, merken plötzlich, wo noch Lücken in ihrer Digitalstrategie bestehen. Es ist wichtig, daraus zu lernen und diese Lücken zu schliessen», so Gloria Gräser. «Heute ist es für jedes Unternehmen, egal, in welcher Branche, entscheidend, bei der IT stets auf dem neuesten Stand zu sein.»

Surfen auf der Ausbildungswelle

Hierzulande schreibt das Unternehmen Fast Lane rund 40 Prozent seines Umsatzes mit Microsoft-Zertifizierungen. Den grössten Wachstumsschub sieht Gloria Gräser in den Bereichen Cloud, Sicherheit sowie «digitale Soft Skills». Die drei grossen Cloud-Hersteller Amazon, Google und Microsoft würden ihre Kunden sehr aktiv in die Cloud begleiten, was einen enormen Ausbildungsbedarf auslöse. Auf dieser Ausbildungswelle, die immer grösser wird, surft Fast Lane. Global gesehen, rechnet Unternehmer Torsten Poels mit einer Verfünffachung des Marktes bis 2025.



Tamaras Welt

Liebestöter Auto

Ständiges Aufeinanderhocken macht aggressiv. So ist auch der Beziehungstreit im Auto programmiert. Derzeit beginnt der Krach noch früher als sonst. Von Tamara Wernli

Männer halten sich ja für die perfekten Autofahrer. Gott persönlich hat das Auto für sie erschaffen. Uns Frauen halten sie meist für fahrtechnisch zurückgeblieben, dabei belegen Verkehrsstudien das Gegenteil: Frauen fahren sicherer, verursachen weniger Unfälle. Aufgrund des zögerlichen weiblichen Fahrstils (der sich durch fortwährend frühes Bremsen ausdrückt, damit alle anderen Fahrzeuge bequem in die Lücke drängen können) benötigen sie halt einfach ein Jahr länger, um von A nach B zu gelangen. Männer sind im Strassenverkehr oft abgelenkt und pflegen einen aggressiveren Fahrstil.

Die Fahreigenschaften von Männern könnten Frauen eigentlich einerlei sein – wäre da nicht die gelegentliche Unvermeidbarkeit einer Beifahrt. Und da muss festgehalten werden: Männer geben sich hinter dem Steuer alle erdenkliche Mühe, es ihren Partnerinnen leichtzumachen, dass wir sie hassen.

Die Knackpunkte sind vielfältig. Beim Anfahren zum Beispiel drücken sie das Gaspedal mit so übertriebener Begeisterung durch, dass es die Beifahrerin in den Sitz zurückdrückt und sich ihr der Magen umdreht wie beim Raketenstart. Mein Mann lässt seinen Fuss gerne bis zum letzten Moment bleiern auf dem Gaspedal liegen, obwohl die Ampel schon von weitem erkennbar auf Rot steht. Das abrupte, spätmöglichste Abbremsen scheint ihm eine kindliche Freude zu bereiten, anders kann ich es mir nicht erklären. Weil Männer im Sommer während der Fahrt damit beschäftigt sind, nackten Beinen hinterherzuschauen, holpern sie über jeden dritten Randstein. In den Ferien weigern sie sich hartnäckig, Strassenkarten zu konsultieren oder jemanden nach dem Weg zu fragen, stattdessen fahren sie lieber 442 Kilometer Umwege pro Jahr – das hat eine Unter-

suchung des britischen Versicherers Sheilas' Wheels ergeben. Während die Beifahrerin diesen Fahrstil bei einer kurzen Strecke wenigstens teilweise ignorieren kann, führt gemeinsames Autofahren auf einem längeren Trip direkt in den Beziehungstreit. Ich habe einmal eine Studie des Autoherstellers Seat gelesen, wonach bei Paaren nach 22 Minuten der Streit beginnt.

Knapp 80 Prozent der Paare streiten sich auf Autoreisen – oder haben sich schon einmal gestritten. Das zeigt eine Umfrage des Mietwagenportals HappyCar, publiziert bei web.de 2017. Je länger die Reise dauert, desto grösser ist das Streitpotenzial. Unter Europäern zanken Spanier am meisten (83 Prozent), dicht gefolgt von den Franzosen (82,4 Prozent). Italiener und Deutsche liegen bei entspannten 77,6 beziehungsweise 76,5 Prozent. Über Schweizer steht in dem Artikel nichts, wahrscheinlich ist es bei ihnen hoffnungslos.

Die drei häufigsten Gründe für die zerrütete Harmonie sind fehlerhafte Richtungsangaben, Fahrstil und zu schnelles Fahren. Laut der US-Beziehungsexpertin Carole Lieberman haben Streitgründe mit Kontrolle zu tun: «Diese Paare führen Machtkämpfe darüber, wer die Kontrolle hat, wohin die Reise geht und wie sie an ihr Ziel gelangen. Anders gesagt, streiten sie darüber, wer der Boss in der Beziehung ist, wer die wichtigen Entscheidungen für ihr gemeinsames Leben trifft.»

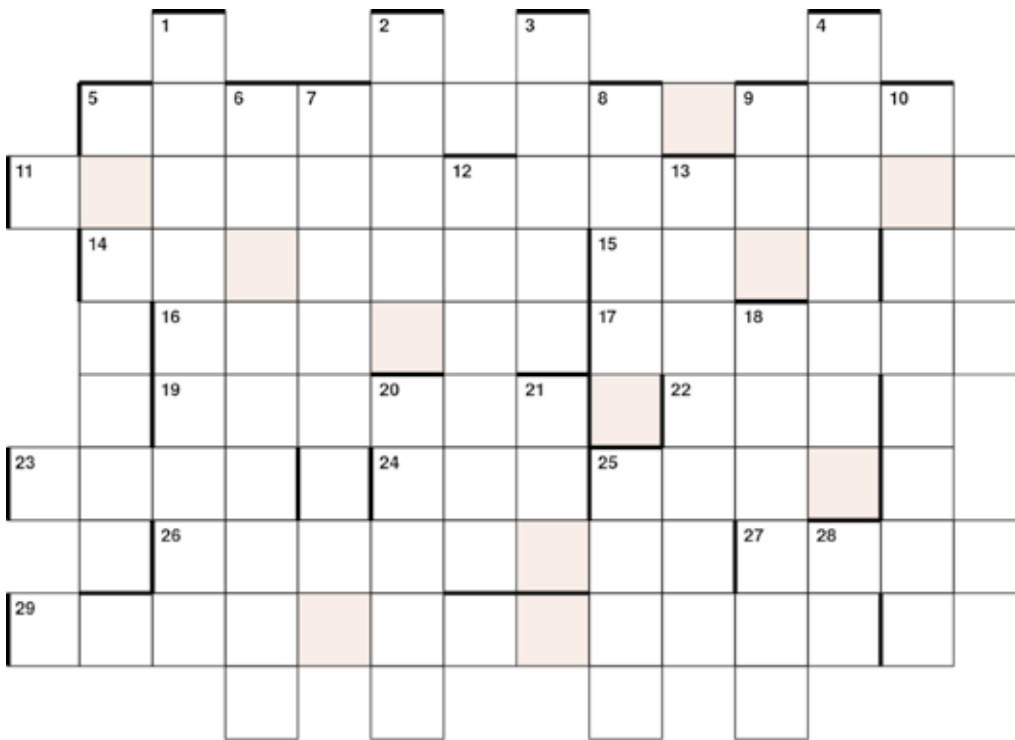
Machtkämpfe? Ein übertrieben starkes Wort, ich sehe es eher als lösungsorientierte Ansätze, seinem Partner einen konstruktiven Fahrstil nahezulegen. Sitze ich als Beifahrerin im Wagen, tue ich, was man als Frau in solchen Situationen tut: Man gibt Empfehlungen ab. «Schatz, du fährst immer zu dicht auf.» Das ist

ja nicht als Kritik, sondern als Tipp gemeint. Weil aber weibliche Ratschläge vielfach die Worte «immer», «jedes Mal» und «alle» beinhalten – «Du fährst immer zu schnell!», «Jedes Mal baust du fast einen Unfall!», «Du nervst alle mit deinen Manövern!» –, sind sie zwangsläufig Streit-Beschleuniger. Ich glaube, der Grund, warum Männer den Wagen während der gemeinsamen Fahrt nicht häufiger anhalten und die bessere Hälfte zur Tür hinausbefördern, liegt einzig darin, dass sie sich damit ins eigene Fleisch schneiden – weil sie sie später irgendwo wieder aufladen und dann eine ernsthafte Krise ausbügeln müssen. Nachdem ich mich neulich wieder einmal gegen sein abruptes Abbremsen aufgelehnt hatte, war mein Familienpatriarch schon nach elf Minuten bereit, mich vor die Tür zu setzen und den Weg nach Hause marschieren zu lassen (zehn Kilometer in hohen Schuhen!); ich laste das mal der Corona-Gereiztheit an. Im letzten Moment hat er sich, zu seinem Wohl, umentschieden.

Beim Paarstreit im Auto spielt es laut der HappyCar-Studie eine Rolle, wer am Steuer sitzt. Das Geschlecht habe einen Einfluss auf die Streitpunkte. Führt die Frau, dreht sich der Krach meistens um Richtungsangaben. Wenn der Mann fährt, führt in den meisten Fällen zu schnelles Fahren zum Zoff. Grundsätzlich gebe es seltener Konflikte, wenn ein Mann am Steuer sitzt. Prima. Das deutet ich so, dass Frauen (Einparken ausgenommen) grundsätzlich die besseren Autofahrer sind – und auch die entspannteren Beifahrer.

Das Gute ist, man kann den automobilen Beziehungstreit relativ einfach managen. Zwecks Deeskalation empfehlen Verkehrspsychologen das Schaffen von streitmildernden Umständen – wie etwa regelmässige Pausen einlegen, sich bei der Musikkwahl abwechseln oder ab und zu einen Snack hinüberreichen. Darum nehme ich auf längeren Fahrten stets meine eigenen Lieblingsguetsli für alle mit.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel. Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Spröde Krallen

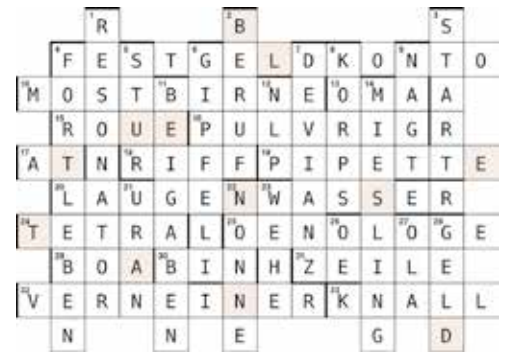
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 5 Positive Rückkopplung mit negativen Folgen oder Bezirk Nummer 666. **11** Lager vermeintlich suizidaler Nager aus der Familie der Wühler. **14** La città più popolosa del Portogallo, sedicente molto nobile e sempre leale. **15** Dieser fruchtige Wein schliesst an der Tyne fast alle mit ein. **16** Na, das ist doch Nenas Name, ne? **17** Für Giuseppe sowohl Ministaat als auch Wiesnstadt, für Sepp hingegen bloss ersteres. **19** Was der Mediziner möglicherweise bei Löffelleiden diagnostiziert. **22** 3.14159... Gramm = 1 oinker. **23** Darauf zu pochen, dient gemäss Superstition der allgemeinen Problemprävention. **24** Ist neben SRF, RTS und RTR bei der SRG SSR fürs Programm verantwortlich. **25** Magrittes «La trahison des images» zeigt eine, die keine ist. **26** Reformiertes Eigenlob, passiviertes Müssen und komponentenweise antonymisiertes Unterstehen. **27** Mechanisches Spiel, bei dem sich die Kugellager in den Taschen befinden. **29** Für diese Männer ist Frauenarbeit keineswegs reine Frauensache.

Senkrecht — 1 Bei der abschliessenden Interpunktation die «weder Fisch noch Vogel»-Option. 2 Nicht etwa der Kriegerprinzessin Bruder, sondern des Micky-Maus-Gases ebenso edles Geschwister. 3 Deutscher Namensvetter der Akademie-Statuette oder Danziger Trommler. 4 Der neuste alte Schrei: neuer Wein in alten Schläuchen. 5 Kennen leicht bejahrte Wähler noch mit Lochscheibe statt Anzeige. 6 Durchaus (aus Mastzuber) machbar. 7 Biologische Mikrofaser mit integrierter Intelligenzprothese. 8 Scheidet den Gatten in «Mann der Frau» zumindest sprachlich von der danach objektivierten Dame. 9 Sorgt dafür, dass Schwarzseher wenigstens im Morgenrauen rot sehen. 10 Beschreibt ein Ballett, bei dem keiner aus der Reihe tanzt beziehungsweise planscht. 12 Eigens eigene Leoparden- und Zebrasteine. 13 Silbervogelsalto oder Achterbahn-Nullerelement. 18 Dabei wird höchstens ein guter Tropfen getrunken. 20 Vereint insbesondere die jeweiligen Nachteile im Vergleich zwischen Auto und Töff in einem Gefährt. 21 Wird Hr. Müller, M. Meunier sowie Mr. Miller gleich bei ihrer Ankunft in Italien vorgestellt. 25 In Málaga mal maler als mal, mal sogar noch maler als maler. 28 Man, wenn man bei homme Mann versteht.

I=J=Y © Andri Martinelli – RätselFactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 665



Waagrecht — 4 FESTGELDKONTO 10 MOSTBIRNE 13 OMA 15 ROUE: franz. Rad 16 PULVRIG 17 AT(-Zeichen) 18 RIFF 19 PIPETTE: von franz. Pfeifchen/Röhrchen 20 LAUGENWASSER 24 TETRA Pak 25 OENOLOGE: Kellerwirtschaft = Önologie 29 BOA 30 (Ich) BIN 31 Zwischen den ZEILEn lesen 32 VERNEINER 33 KNALL

Senkrecht — 1 RESONATOR 2 BERUF 3 START 4 FORTLEBEN 5 STUR 6 GIPFELI 7 D[EVIAN]Z 8 KORPS: von lat. corpus = Körper 9 NAGT 11 BEIGABEN: Anagramm von «Abbiegen» 12 NLP: Neuro-Linguistisches Programmieren 14 MIESLING: Miesepeter 21 URAN 22 NONNE 23 WEHE 26 OE 27 OLA: span. Welle 28 (Fersen) GELD

Lösungswort — **BLUETENSTAND**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

IM GARTEN ZUHAUSE

Neuheiten entdecken

**AB 11. MAI
AUSSTELLUNG
WIEDER
GEÖFFNET**

